

14 Jg

Nr. 3



„Eisab-Land“
Lothringer
Heimat



1

9

3

4

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)
Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.
Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkont Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5
GUEBWILLER

Grosses Lager in
elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Tél: 882

A-GUEIROARD

Étudie, Crée, Réalise



Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten Confiserie DARSTEIN eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die Firma DARSTEIN ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen

Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

Eine grosse Freude

Jeder Rundfunkhörer, der die grosse unübertreffliche FUNKILLUSTRIERTE

Der Deutsche Rundfunk Funk-Post

noch nicht kennt, fordere mit einer Postkarte unverbindlich vom Verlag, Berlin N 240, das letzte Heft zur Probe an! Jeder Rundfunkapparat macht noch einmal so viel Freude, wenn man diese Funkillustrierte liest! Monatsabonnement durch die Post nur 85 Pfennig. Einzelheft 25 Pfennig. Erscheint wöchentlich mit 76 Seiten.

Ein Geschenk zu Ostern!

«Das ist echte Heimatkunst».
Ein bedeutendes Alsaticum.

C. SPINDLER

Bei uns im Elsass

Text und Zeichnungen vom Verfasser.

1 Werk von 150 Seiten, broschiert (16 × 21 cm),
mit 24 ganzseitigen z. T. zweifarbigen Zeichnungen.
Titelbild (als Schutzumschlag) im 3 Farbendruck.

Subskriptionspreis:

- 1 Exemplar auf Pur fil Lafuma-Papier numeriert mit einer Originalzeichnung des Verfassers und 2 Kunstdruckbeilagen in 3 Farbendruck 170.— Frs.
- 1 Exemplar auf Alfax-Navarre-Papier, numeriert mit 2 Kunstdruckbeilagen in 3 Farbendruck 60.— Frs.
- 1 Exemplar auf Alfa-Navarre-Papier mit 1 Kunstdruckbeilage in 3 Farbendruck 40.— Frs.

Ein Werk das sich selbst empfiehlt durch Inhalt, Zeichnungen und Aufmachung.

Ab 1. April werden die Preise erhöht werden.

Bestellungen nehmen an sämtl. Buchhandlungen, der Verlag d. «Elsassland» od. d. Verlag «Alsatia»-Colmar.



Elsass-Land Lothringer Heimat

14. Jahrg.

MÄRZ 1934

3. Heft

Der grosse Nothelfer Sankt Georg

Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde im Elsass

Von Dr. L. Pflieger

Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts tritt in Süddeutschland in den Kreisen des Volkes die Verehrung einer Gruppe von vierzehn Heiligen auf, die man als «Nothelfer» bezeichnet. Diese Heiligen sind: Georg, Blasius, Erasmus, Pantaleon, Vitus, Christophorus, Dionysius, Cyriakus, Achatius, Eustachius, Aegidius, Margareta, Katharina, Barbara; ausser Aegidius sind es lauter Märtyrer. Im ganzen ist diese Vierzehnergruppe stabil geblieben, wenn auch in einzelnen Gegenden sich ein beliebter Lokalheiliger eingeschlichen haben mag. Einzelne Forscher haben diese Gruppierung auf altheidnische oder germanisch-mythologische Darstellungen zurückzuführen gesucht. Das istbarer Unsinn, da schon manche dieser Heiligen im christlichen Altertum beim Volk hoch in Ehren standen. Die Erklärung für die Vierzehnerzahl ist viel einleuchtender und einfacher. Durch die berühmte Sammlung der Heiligenleben in der «Legenda aurea» des Jakobus von Voragine, die im Jahre 1362 in Strassburg einen elsässischen Uebersetzer fand, kamen die Heiligenlegenden zu allgemeiner Verbreitung im Volk. Dieses liebte vor allem jene Heiligen, die in den Legenden als ausserordentliche Wundertäter und unbedingt sichere Erhörer der Gebete vorkommen. Da ist es leicht erklärlich, dass der Klerus, vor allem in dem durch zahlreiche Epidemien heimgesuchten 14. Jahrhundert, eine Liste der erfolgreichsten Wundertäter zusammenstellte. Vielleicht ging diese Zusammenstellung vom Cisterzienserorden aus; gerade im Elsass ist die älteste Nothelferwallfahrt von dem Cisterzienserkloster Baumgarten (bei Epfig) ausgegangen. Eine eingehende Untersuchung würde ergeben, dass seit dem 15. Jahrhundert in elsässischen Kirchen manche dieser Nothelfer

gemeinsam auftreten: so Georg, Margareta, Katharina, Barbara.

Von all diesen Nothelfern war Georg der berühmteste. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass er der im christlichen Altertum und Mittelalter am meisten verehrte Märtyrer ist. In den syrischen Steppen, wo sich seine ältesten Kultstätten befinden, in den Gebirgsländern Kleinasien, wo das Land der Gregorier sich seinem Namen geweiht hat, im weiten Russland, im Balkan, in Griechenland gab es und gibt es noch unzählige Kirchen und Klöster des Heiligen. Er ist der Lieblingsheilige der orthodoxen Kirche. Im Flug eroberte er sich auch das katholische Abendland. Noch ehe die Kreuzfahrer seinen Ruhm verbreiten, ist er bekannt. In Frankreich berichtet schon der Bischof Gregor von Tours (6. Jahrhundert) von vielen Wundern, welche Georgsreliquien an Lahmen, Blinden und Fieberkranken wirkten. Ja schon im Jahre 712 finden wir in den Weissenburger Urkunden eine Georgskirche in der villa Teurino angeführt, die wir wohl in dem heutigen elsässischen Orte Diemeringen zu suchen haben. Der aus dem Elsass stammende Abt Fulrad von St. Denis verzeichnet in seinem 777 abgefassten Testament eine im Württembergischen liegende Georgskirche zu Adelungzell. Im Jahre 1058 weiht der Strassburger Bischof Wilhelm dem hl. Georg eine Kapelle zu Kehl. 1055 finden wir Georgsreliquien zu Burgheim bei Lahr, das zum Strassburger Bistum gehört. Im 11. Jahrhundert besitzt die Benediktinerabtei Altdorf Reliquien des Heiligen. Um 1200 rühmt sich das oberelsässische Kloster Alspach, den Daumen des Heiligen zu besitzen, und der berühmte Abt Martin von Pairis brachte zu Beginn des 15. Jahrhunderts unter den zahl-





Kirchtor von Kestenholz

losen Reliquien, die er zu Konstantinopel raubte, auch solche des hl. Georg mit.

Damit stehen wir schon in der Höhe der Kreuzzugszeit, die den Georgskult gewaltig verbreitete. War doch der Kriegsmann Georg der Schutzherr aller Ritter. Er hatte schon 1099 den Kreuzfahrern Jerusalem erobern helfen, hatte sie 1147 um den Pass Rahub nach Gadarra geführt, 1177 mit ihnen siegreich gegen den Sultan Saladin gestritten. Der englische König Richard Löwenherz stellte sein Kreuzfahrerheer unter St. Georgs Schutz, und Georg ist Schutzpatron von ganz England geworden. Die Kreuzfahrer erzählen die erstaunlichen Wundergeschichten, namentlich seinen Kampf mit dem Drachen, den die blühende Phantasie der Orientalen mit seiner Person verbunden hat, im Abendlande. So üppig ist die späte St. Georgslegende ins Kraut geschossen, dass neuere Kritiker die Existenz des Heiligen überhaupt bestritten und in ihm nur eine mythologische Figur erblicken wollten. Aber diese Kritiker gehen entschieden zu weit; Tatsache ist, dass Georg als hochgestellter Kriegsmann aus Kappadozien unter dem römischen Kaiser Diokletian den Märtyrertod erlitten hat. Im Lauf der Zeit hat die blühende Legende eine Fülle von duftenden Ranken um ihn gesponnen. In diesem wachsenden Werk der Volkslegende liegt die Anerkennung dafür, dass St. Georg mit kriegerischem Ruhm das christliche Heldentum verband und für alle Stände ein heroisches Vorbild wurde. Die Legende vom Drachenkampf ist erst im 11. Jahrhundert geschaffen worden. Sie

wurde durch die goldene Legende im westeuropäischen Volk verbreitet. Sie redet auch zum erstenmal von dem Nothelferprivileg Georgs: «Er betete zu Gott, dass wer auch immer seine Hilfe anflehe, die Gewährung seiner Bitte erhalte; da hörte er die Stimme Gottes, dass geschehen werde, warum er gebeten».

Dies und der Einfluss des Ritterpatronats ebnete seit den Kreuzzügen dem erstaunlichen Kult und der Volkstümlichkeit St. Georgs die Wege. Besonders auch bei uns im Elsass.

Nach seiner Rückkehr aus dem zweiten grossen Kreuzzuge begann im Jahre 1149 der Stauferkönig Konrad III. den Bau der prächtigen St. Georgskirche zu Hagenau; sie soll im Jahre 1189 eingeweiht worden sein. Die Kirche besass eine grosse silberne Georgsstatue, die leider 1792 in der französischen Revolution eingeschmolzen wurde. Auch die von den Stauern zu Schlettstadt gebaute Kirche, die anfangs der Muttergottes geweiht war, erhielt im 14. Jahrhundert das Georgspatronat.

Besondere Georgsverehrer waren die adeligen Bischöfe von Strassburg. In ihrer Stadt Molsheim treffen wir eine der ältesten Georgskirchen des Landes. Wenn sie auch erst im Jahre 1357 urkundlich erwähnt ist, so lässt die Tatsache, dass schon ein Jahrhundert früher das Molsheimer Stadtsiegel den hl. Georg führt, auf eine frühe Einführung des Kultes schliessen. Georg ist hier als Märtyrer aufs Rad geflochten dargestellt, noch nicht als stolzer Ritter und Kämpfer. Dies erlaubt den Schluss, dass seine Verehrung in Molsheim noch vor die Zeit der Kreuzzüge anzusetzen ist. Georg ist auch Kirchenpatron in den bischöflichen Orten Achenheim, Schirmeck, Suffelweyersheim, Ursenheim und Winzfelden (das jetzt das Odilienpatronat hat). Durch die Bischöfe, die in Epfig ein stolzes Schloss besassen, ist Georg wohl auch in diesem Orte Kirchenpatron geworden, wo er das uralte Marienpatronat verdrängte. Dasselbe geschah in Kestenholz, wo in der Kreuzzugszeit das dortige Schloss eine Georgskapelle erhielt, und aus einem merkwürdigen Anlass in Markolsheim: hier wurde 1445 die der Muttergottes geweihte Pfarrkirche von den Armagnaken zerstört; die neuerrichtete Kirche erhielt als Mitpatron (neben der hl. Margareta und den heiligen Drei Königen) den hl. Georg, wohl in der Absicht, dass seine kriegerische Macht das Gotteshaus vor fernem Unglück bewahre.

In Strassburg selbst fand die Georgsverehrung Förderung durch den adeligen Domherrn Heinrich von Stahleck, der im Jahre 1242 im Kreuzgang des Münsters eine Georgskapelle erbaute, die er, als er Bischof geworden war, im

Jahre 1256 einweihete. Der protestantische Stadtrat liess sie 1586 abbrechen und an ihre Stelle das städtische Salzhaus erbauen. Im 14. Jahrhundert wurde in der Stiftskirche Jung-St. Peter eine besondere Stiftung errichtet für das feierliche Begehen des St. Georgstages. In dieser Kirche befand sich ein schon 1225 erwähnter St. Georgsaltar; er stand unter dem Lettner und war der Altar der Pfarrgemeinde. Auch die Kirche des Johanniterklosters besass eine Georgskapelle. St. Georg war überhaupt in den Ritterorden hoch verehrt. In der Kapelle des Johanniterhauses zu Schlettstadt hat im Jahre 1268 Albert der Grosse einen Altar geweiht, der Georg zum Mitpatron hat. Die Kapelle des Johanniterhofes zu Oberhergheim war ihm ebenfalls geweiht.

Mit Vorliebe nahmen die streitbaren Ritter Georg zum Patron ihrer Burgkapellen. So die mächtigen Herren von Lichtenstein zu Buchsweiler. Die sogenannte Wartkapelle bei Winkel (Oberelsass) ist eine von den Edlen von Wart gestiftete Georgskapelle. Einen Georgsaltar besass auch die St. Nikolauskapelle auf dem Schloss Hohbarr bei Zabern. Die Grafen von Egisheim-Dagsburg machten St. Georg zum Mitpatron der von ihnen 1157 gestifteten Kapelle zu Laubenheim (bei Girsbaden). Durch die österreichischen Habsburger ist die Stadt Ensisheim zu ihrem Georgspatronat gekommen. Wahrscheinlich haben auch die Augustiner ihr 1516 zu Colmar begründetes Kloster auf habsburgische Anregung dem hl. Georg geweiht, da sie auf Empfehlung des habsburgischen Gegenkönigs Friedrich des Schönen in Colmar Eingang fanden. In Colmar liess im Jahre 1370 der edle Ritter Werner Hattstatt im Chor der St. Martinskirche eine Georgskapelle erbauen. Die vornehmen Herren von Rappoltstein hatten schon 1357 dem hl. Ritter ihren Tribut gezollt durch den Anbau einer Georgskapelle an die Pfarrkirche von Rappoltweiler. Die Herren des untergegangenen Dorfes Alswiler (bei Sulz O. Els.) hatten ihrem Schutzheiligen ebenfalls eine Kapelle gebaut, die den im 14. Jahrhundert erfolgten Untergang des Dorfes überlebte. In diesem heute nicht mehr existierenden Gotteshaus war ein Reliefbild vorhanden, das den Heiligen als Drachentöter darstellt und das Anlass gab zu einer hübschen Legende von der Königstochter, die St. Georg von einem Drachen befreite, der in der Umgegend hauste. Das Drachentmotiv der späten Georgslegende ist hier lokalisiert worden. Das Thanner Theobaldsmünster besass einen von dem edlen Herrn Wilhelm von Masmünster gestifteten Georgsaltar, und eine Statue des Heiligen zierte das Portal des herrlichen Gotteshauses. St. Georg besass auch eine Kapelle auf dem Schloss Münsterol; eine Altarpründe



Phot. Jap

Kestenholz, St. Georg, Holzskulptur

wird daselbst im Jahre 1495 erwähnt.

Die zahlreichen, dem hl. Georg geweihten Pfarrkirchen des Elsasses verdanken ihren Patron fast ausschliesslich ritterlichem Einfluss. So den mächtigen Grafen von Pfirt die Dörfer Brunstatt, Carspach, Dürmenach, Franken, Niederspechbach, Obermuespach. Auf die Habsburger kann man das Georgspatronat in Bartenheim, Bilzheim, Rantsweiler zurückführen. Den Grafen des Nordgaus ist die sehr alte Georgskirche von Barmbach zuzuschreiben. Andolsheim gehörte den Grafen von Horburg. Hohengöft war Leiningensches Gut. Auch auf ehemaligem Reichsgebiet erklärt sich das Georgspatronat ungezwungen: in Ohlungen, Behlenheim, Wintershausen; Keffenach, Kutzenhausen, Rumersheim, Schwabweiler waren zudem ritterschaftlicher Lehnbesitz. In Largitzen waren wohl die Johanniter ausschlaggebend, in Rodern und Zimmerbach die Rappoltsteiner. Saar-Union verdankt den hl. Georg den Grafen von Saarwerden, Hipsheim den Landgrafen von Werd, Stundweiler und Scheibehard den Bischöfen von Speier. Das jetzt ganz protestantische Dorf



Pfulgriesheim, einst halb dem Reich, halb dem Bistum gehörig, besass ebenfalls eine St. Georgskirche; über diese vermerkt der Strassburger Gelehrte Bernegger im Jahre 1675, dass sie einen St. Georg habe, «liegt auf der Kirch in einem Trog, gegen welchen hiebevorder allerhand Krankheiten halben viel Opferungen geschehen sind». Handelte es sich hier um eine Wallfahrt, möglicherweise mit Reliquien des Heiligen?

Eigentliche Wallfahrtsorte, mit regelmässigem Pilgerverkehr hat es wenige gegeben. Eine Wallfahrtskapelle bestand in dem untergegangenen Orte Bowolzheim bei Ensisheim; 1441 ist diese Kapelle bezeugt. Sie bestand noch lange nach der wahrscheinlich im Dreissigjährigen Kriege erfolgten Zerstörung des Ortes. Ruprecht von Ichtersheim erwähnt sie 1710 als Wallfahrtsort; die Pfarrei Ensisheim zog am Georgentage prozessionsweise nach dieser Kapelle, die in der Revolutionszeit verschwand. Bekannter war die St. Georgswallfahrt in Zimmerbach. Hier wurde St. Georg für die Krankheiten der Pferde angerufen. Aus den Tälern der Weiss und der Fecht kamen bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Pilger in Scharen und opferten Käse und junge Ziegen. Sie nagelten zum Zeichen der Dankbarkeit für Pferdeheilungen Hufeisen an die Seitentüre der Kirche. Man hat im Jahre 1951 versucht, den Georgentag am Wallfahrtsort zu Marienthal zur Segnung von Pferden einzuführen, doch mit wenig Erfolg.

Wichtiger als solche Einzelwallfahrten ist für die Bewertung der Volkstümlichkeit eines Heiligen die Verehrung durch die besondere Feier seines Festtages. In einer Sakristansordnung des

Strassburger St. Stephansklosters aus dem 15. Jahrhundert heisst es vom St. Georgstag (25. April), dass «man lüet also an einem sunnetage». Der Tag ist also ein Feiertag. Dem entspricht auch, dass das erste gedruckte Ritual des Strassburger Münsters, die Agende des Bischofs Albrecht von Bayern (um 1478), den St. Georgstag als gewohnheitsmässigen, nicht streng verpflichtenden Feiertag vorschreibt. Dies geschieht auch auf der Zaberner Diözesansynode des Jahres 1560 und in den Agenden von 1590 und 1670. Aus dem Festkatalog des Rituale von 1742 ist der Georgsfeiertag bereits verschwunden. Schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts hatten die Bischöfe von Basel und Strassburg für die feierliche Begehung des Festes Ablässe gespendet. Georgspfarfkirchen wurden oft von Nachbargemeinden am Georgentag in feierlicher Prozession besucht. So zogen die Gläubigen von Stotzheim nach Epfig, die von Blotzheim nach Bartenheim, von Hirsingen nach Largitzen, von Sulz nach Alsweiler. In Zabern fand an diesem Tage eine Prozession nach der St. Veitskapelle statt. In Dammkirch wurde jährlich der St. Georgenjahrmarkt abgehalten, ebenso zu Maursmünster; die Abteikirche daselbst besass ein handförmiges silbernes Reliquiar mit Georgsreliquien; sie musste es im Jahre 1791 an die Staatskasse abliefern.

Das Mittelalter kannte ferner eigene Georgsbruderschaften. Eine solche ist im Jahre 1542 in Saarunion bezeugt; im Jahre 1482 verlieh Bischof Georg von Metz der «Bruderschaft U. L. Frau und St. Georg zu Bockenheim» 40 Tage Ablass. Von einer andern Georgsbruderschaft berichtet eine alte Inschrift am ehemaligen Heiliggeistspital zu Stephansfeld: «Anno Domini 1464 ist diese Bruderschaft angefangen, in ernen sant Jergen und gemacht allen brüderen und schwesteren der genannten Bruderschaft». Im ausgehenden Mittelalter hatten die Edelleute des Murbacher Abteigebietes eine Art geselliger Vereinigung unter dem Schutz des hl. Georg gegründet. Sie ging in den Wirren der Reformationszeit ein, aber im Jahre 1553 liess der Abt Georg die Edelleutstube zu Gebweiler wieder aufleben «Gott dem Allmächtigen, seiner lieben Mutter Maria, allen himmlischen Chören und dem heiligen Ritter St. Georg zu Lob und Ehren».

Von der Volkstümlichkeit St. Georgs, den das «Heilige Namenbuch», das der Hagenauer Schöffe Konrad Dankrotzheim im 15. Jahrhundert verfasste, «den grossen Helfer in der Not» nennt, zeugt auch, dass sich die Volksdichtung des dankbaren Legendenstoffes bemächtigte. Ein Strassburger Franziskanerchronist meldet uns zum Jahr 1507, dass auf den Tag der hl. Philipp und

Jakob (1. Mai) eine Gesellschaft auf dem Kornmarkt (wo heute die «kleinen Läden» gegenüber den Gewerbslauben stehen) ein St. Georgenspiel aufführte, das vier Stunden dauerte; die Schauspieler zogen ihre Kostüme im naheliegenden Dominikanerkloster an. Leider hat sich kein Text dieses religiösen Volksschauspiels erhalten. Im Jahre 1545 wurde auch zu Zabern «ein Spiel zu sant Jergen» aufgeführt. Dass auch sonst der heilige Ritter in der alten Bischofsstadt in Ehren stand, geht ausser der bereits erwähnten Prozession auch daraus hervor, dass am St. Georgstag das erste Schiessen der Zaberner Sebastiansbruderschaft stattfand.

Aus diesem Falle können wir schon ersehen, dass der Jörgentag ein wichtiger Termintag war. Nach der Schulordnung des Gymnasiums zu Buchweiler vom Jahre 1614 ist dieser Tag der Aufnahmetag für neue Schüler; da er ein feststehender Kalendertag war (25. April) eignete er sich für diesen Zweck besser als die bewegliche Osterzeit. In vielen Gegenden des Elsasses war der Jörgentag Zahhtag. Von diesem Tag ab erhielten die Steinbrecher wieder den vollen Tageslohn, der im Winter verkürzt war. Er war ein sehr wichtiger Tag im Bauernkalender. Eine Reihe Bauernsprüche knüpfte sich an ihn. «Am Jörjedaa muess der Summer kumme»; «Am Jörjedaa soll's Korn in de Aehre sinn»; «Wenn d'Frösche vor Jörjedaa gige, muen sie noch Järje schwige»; «Der Jerry und der Marx (25. April) kann noch ebbs args». Ein Wolxheimer Rebspruch lautet: «Sin am Jörjedaa d'Rewe blutt



Hagenau, Ritterturm

un blind, soll sich freie Wib un Kind». Nach dem Georgstag ist es verboten, über die Wiesen zu gehen. Diese Wichtigkeit des Tages im bäuerlichen Leben erklärt auch die Häufigkeit des Vornamens Georg. Im Elsass war schon im Mittelalter die Form Jerg, Jörg aufgekommen, die sich nach und nach in Jerri erweichte. Durch den Einfluss des Französischen ist «Schorsch» dem «Jerri» ebenbürtig geworden.

Lob der Heimat

Aus dem Lateinischen des Joh. Fabricius Montanus übersetzt von Th. Renaud

Fruchtschwer breitet sich aus und berüht das gesegnete Elsass,
 Wo in der Mitte den Gau tränkt das Gewässer der Ill.
 Vornehm wandelt die Strasse die Ill, kein Murmeln vernimmst du.
 Langsam bedächtigen Zugs windet sie still sich den Weg.
 Rechts ist Gürtel der Rhein für den Weg und Bacchus zur Linken,
 Aber die Mitte beherrscht Ceres, die Nährende, stolz.
 Das ist das Land, wo geboren ich ward, dort stand mir die Wiege,
 Dorthin weist mich die Spur der Erinnerung noch.
 Aber erfahre nun auch mein Heimatstädtchen, das teure:
 Oberes Bergheim heisst rings es im Munde des Volks.
 Alt schon ist es und einst war's reich durch Adern von Silber,
 Aber auf fruchtbarem Grund geht es auch jetzt noch ihm gut.
 Ringsum Hügel, bekleidet mit üppigem Rebengeranke,
 Ringsum Baum sich an Baum reihend mit köstlicher Frucht.
 Hier mein väterlich Haus, mein Heim und die Schwelle der Ahnen,
 Hier der Boden, den einst kniend als Kind ich berührt.

Anm.: Der Dichter Johannes Schmidt (1527—1566) fügte seiner Vaterstadt Bergheim zu Ehren seinem latinisierten Namen Fabricius den Zusatz Montanus hinzu.

Das Unterländer Karwochenlied

Elektrisch angetriebenes Orgelgebläse und Glockengeläute ist jetzt nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande Trumpf. Arme Buben, wie bedaure ich euch, dass ihr auf der Orgel nicht mehr den lieben alten Blasebalg treten und das kleine Bleilot in die Höhe treiben dürft. Dass ihr euch nicht mehr um die Ehre streiten könnt, wer die grosse Glocke läuten und in ihrem Schwunge aufhalten darf! Das heisst dann Fortschritt! Dass dabei die Poesie des Kinderhimmels flöten geht, daran denken diese neunmal klugen Fortschrittmänner nicht einmal im Traume. Doch Gottseidank ist bei uns im Elsass kein noch so fortschrittlich gesinnter Pfarrer und Kirchenrat auf den wahnsinnigen Gedanken verfallen, eine neuzeitliche riesige Raffel oder «Bebelade» mit elektrischem Antrieb in den Kirchturm einbauen zu lassen, wie es schon anderwärts geschehen ist. Das Rasseln und Kleppern und Rappeln mit Särren und Schnarren, mit Rätchen und Spalacken, mit Rären und Raffeln ist landauf und landab noch immer das geheiligte Vorrecht der Dorfbuben in der Zeit, wo die Glocken nach Rom geflogen sind.

Der längst dahingeschwundene Zauber der Knabenjahre stieg mit diesen lieben Geräuschen in mir auf, als ich im vergangenen Jahre die stille Karwoche zu *Salmbach* in der Lauterburger Ecke verbringen durfte. Doch neu war für mich, den Sundgauer, das altehrwürdige Karwochenlied, das da unten in den Rheindörfern von der Dorfjugend noch gesungen wird wie vor vielen hundert Jahren. Es hat auf meine Musikantenseele einen ergreifenden Eindruck gemacht. Dieser schöne Brauch war mir nicht bekannt, und da ich annehmen darf, dass die meisten Oberländer ihn auch nicht kennen, möchte ich ihn hier mitteilen. Urteilt selbst, ob er nicht eine grössere Oeffentlichkeit verdient!

In aller Herrgottsfrühe des Gründonnerstags wurde ich durch das altvertraute Geräusch der Rätchen aus dem Schlafe gerissen. Der Tag graute kaum. Es war vier Uhr morgens. Da erklingen helle, frische Knabenstimmen auf der Gasse und singen ein Lied, das mich an die mittelalterlichen Tagelieder erinnert:

Der Tag fängt an zu bleichen
für die Armen wie für die Reichen,
der helle, helle Tag,
der nichts versagt:
Ave Maria!

An Schlaf war nicht mehr zu denken. Ich stand auf und begleitete im Geiste die muntere

Knabenschar durch die stillen Dorfgassen und sang, selbst wieder jung geworden, das schöne alte Tagelied mit. — Um sechs Uhr ging der Zug der wackern Weckerbürschlein wieder unter meinem Schlafkammerfenster durch. Diesmal ist das Rasseln und Klappern schon um ein Erkleckliches stärker, der Trupp hat Verstärkung erhalten durch die Langschläfer, welche durch das erste Wecken an ihre Bubenpflicht erinnert worden sind. Nun singen sie:

Das Hochwürdigste Gut wird ins heilige Grab gestellt.

Das erste Mal in die Kerch!

Eine halbe Stunde darauf kehren die lärmenden Dorfjungen wieder und mahnen die Gläubigen:

Das zweite und letzte Mal zu Haus,
Wer in die Kerch will, der lauf!

Um 12 Uhr mittags nimmt die ganze männliche Schuljugend an dem Umzug teil und erinnert die Bürger an das Mittaggeläute und das Angelusbeten.

Ihr Herren, wir wollen euch sagen,
Die Glock hat zwölf geschlagen!

Um sechs und halb sieben Uhr abends laden sie mit den gleichen Versen zum Besuch der Rumpelmette ein wie beim Morgengottesdienst. Am Karfreitag wiederholen sich die gleichen Zeremonien. Nur singen sie um sieben Uhr abends zur Betglockzeit einen neuen Reim:

Jetzt ist die heilige Fastenzeit,
wo unser Herr Jesus im Grabe leit,
leid' Angst und Not,
leid' bitterm Tod:
Ave Maria!

Der alte ortsbräuchliche Sang hat mir eine grosse Herzenserhebung bereitet. Glückliche preise ich das Dorf, wo das tiefe Mitgefühl und Mitleiden des Volkes mit dem bitterm Leiden und Sterben des Herrn so schlicht und ergreifend zum Ausdruck kommt. Wie ich höre, soll der schöne Brauch des Karwochesingens auch noch in *Siegen*, *Münchhausen* und in *Kessel-dorf* von der Dorfjugend geübt werden.

Doch nicht nur die Rheindörfer des Kreises *Weissenburg* halten mit lobenswerter Treue an dem Väterbrauche fest, auch aus *Wittersheim* im Kreise *Hagenau* sind mir ähnliche Karwochenreime mitgeteilt worden, die ebenfalls der Aufzeichnung wert und würdig sind. Wenn da die Buben morgens, mittags und abends statt der Betglocke mit den Rätchen und Klappern rasseln, so singen sie jeweils:



Jünger vom Strassburger Oelberg

Der Tag fängt an zu bleichen
Dem Armen wie dem Reichen :
Ave Maria !

*

Höret, was wir euch sagen,
Die Glock' hat zwölf geschlagen :
Ave Maria !

*

Die Nacht fängt an zu grauen,
Und alles hat Vertrauen :
Ave Maria !

Wenn sie mit ihren Lärminstrumenten das
erste, zweite und letzte Zeichen zum Kirchgang
geben, singen sie mit leiernder Stimme :

Wir retschen euch das erste Mal :
Zur Kirche gehn ! Das erste Mal !

*

Wir retschen euch das zweite Mal :
Zur Kirche gehn ! Das zweite Mal !

*

Wir retschen euch das letzte Mal :
Zur Kirche gehn ! Das letzte Mal !

So wird die stille Karwoche mit ihrem tief-
ernsten Zeremoniell der empfänglichen Knaben-

seele zum persönlichen Erlebnis. Doch jeder
Dienst ist seines Lohnes wert. Wenn am Oster-
samstagmorgen der Judas in den Flammen des
neugeweihten Osterfeuers verbrannt ist, der neue
Ostertauf mit Flaschen und Krügen im Dorfe
verteilt und die Osterglocken mit den brausen-
den Orgelklängen des Glorias zurückgekommen
sind von der grossen Reise, dann ziehen die
wackern Buben stolz und selbstbewusst von
Haus zu Haus und heischen ihr wohlverdientes
Osterrecht :

Wir retschen heut das letzte Mal !
Für unsern Lohn ein halb Dutzend Eier,
Einen Krug voll Wein,
Dass wir recht zufrieden sein !

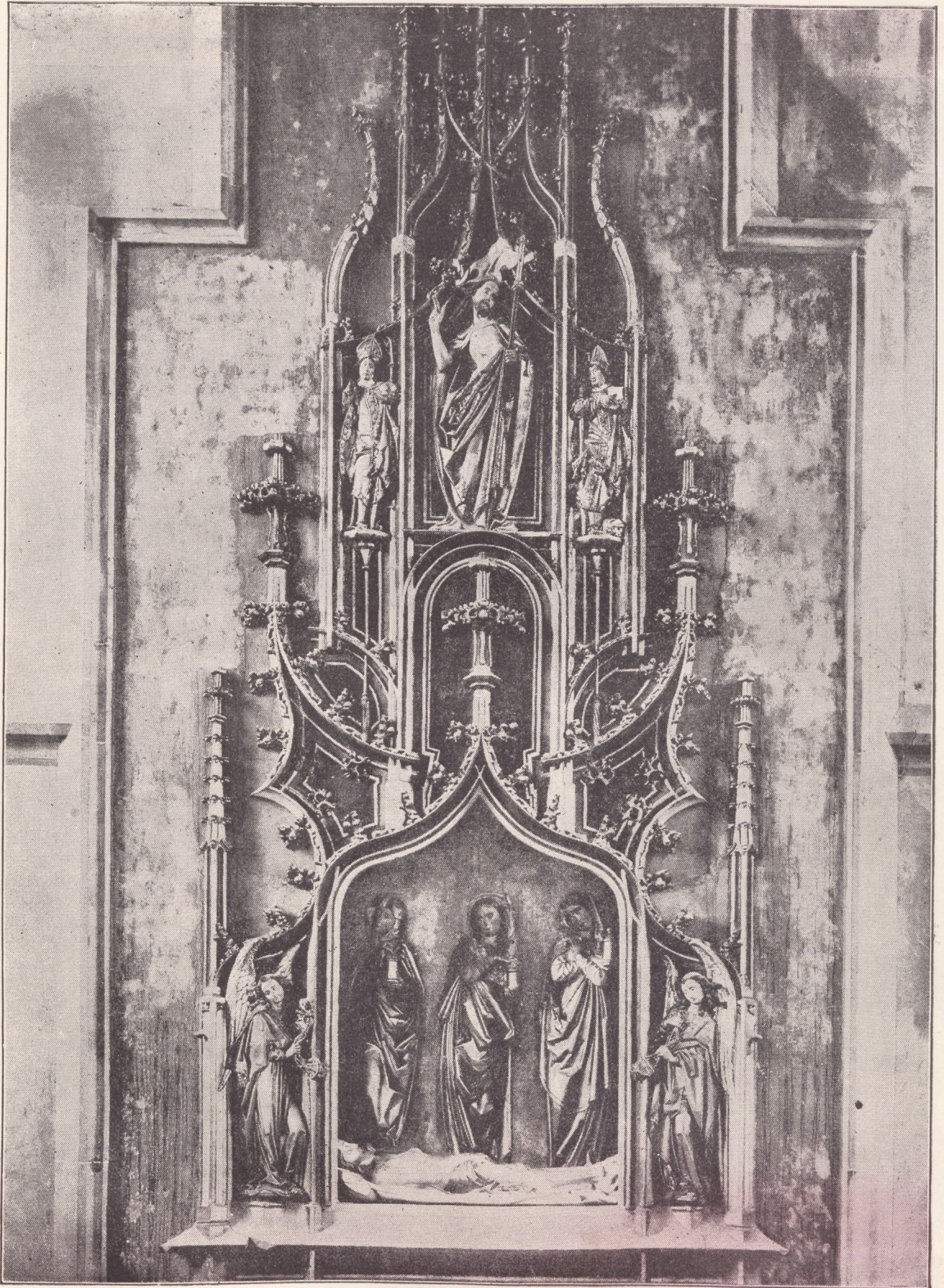
Wenn sie eine Gabe erhalten haben, so dan-
ken sie den edlen Spendern mit den Worten :

Habt uns eine Gabe gegeben,
Sollt 's ganze Jahr frisch und gesund leben !

Werden sie jedoch mit leeren Händen von
einem Hofe fortgewiesen, verwandeln sich die
guten Osterwünsche in einen kräftigen Fluch :

Habt uns keine Gabe gegeben,
Sollt 's ganze Jahr grindig und grämig leben !

Mitgeteilt von E. Ehret



Heilig-Grabaltar aus Oberehnhelm

Der Ostereierschmuck zu Grossmutter's Zeiten

Von Dr. Joseph Lefftz

Kein Frühlingsbrauch ist so tief und innig im Kinderleben verankert wie die Sitte bunter Ostereier, keiner wurzelt so zäh im Volksleben. Ein unsagbarer Kinderjubel und goldene Jugendseligkeit hängt an diesem uralten Erbstück österlichen Brauchtums, das mit ewigjunger Lebenskraft sich alljährlich erneuert wie Lenzesgrün und Blütenschnee. Ein ganzer Kinderhimmel tut sich vor uns Grossen auf, wenn wir an die selige Zeit zurückdenken, wo wir in erwartungsvoller Freude hinter Buchs und Blumen im Garten der Eltern geschäftig die Ostereier suchten und immer wieder auffauchzten im Ueberschwang des Fingerglücks oder wo wir bei Pfetter und Göttel den üblichen Osterwecken und die bunten Eier holten und sie, sorgsam im Korbtüchel verborgen, heimtrugen, als wären es Schätze ohnegleichen.

Mit vier, fünf buntbemalten Eiern konnte man in der guten, alten Zeit die Dorfjugend vollauf beglücken. Die Kraft, sich freuen zu können auch über Dinge, bei denen der Geldbeutel nicht in Frage kam, herrschte damals noch ungemindert und allgemein in der Kinderwelt, die man heutzutage so gedankenlos mit teuren Gaben, mit ausgeklügeltem und ausgetüfteltem Spielzeug überhäuft, aber nicht ungestraft! Denn man ertötet das Schönste, was ein Kind besitzt, die kindliche Phantasie, und noch viel mehr, etwas, was im späteren Leben das Vermögen gibt, glücklich zu machen und glücklich zu werden: das Freudevormögen und die Dankbarkeit.

Goldene und silberne Ostereier, Eier aus gefärbtem Zucker, aus Schokolade und Marzipan und Osterhasentand, wie ihn heute jeder Krämer und Zuckerbäcker feil hält, gab es zu Grossmutter's Zeiten noch nicht. Damals färbten und bemalten unsere elsässischen Bäuerinnen mit viel Liebe und volkstümlichem Kunstgeschmack die Eier, die sie dem Hühner-, Enten- und Gänsestall entnahmen. Sie hatten es beim Färben und Schmücken der Eier noch nicht so leicht wie die Mütter von heutzutage, die in Apotheken, Drogerien und in den Kramläden auf dem Dorfe selbst allerlei chemische Eierfarben und Eierschmuck kaufen können, die ohne viel Mühe schöne Resultate erzielen lassen. Trotzdem haben die Bäuerinnen früher viel schönere Ostereier geschaffen, ihre Kunst beruhte auf langdauernder Tradition und war von herzinniger Freude an leuchtenden Farben und Blumen besetzt. Sie mühten sich mit solchen Kleinigkeiten ab aus reiner Herzensfreude und wollten den

Kranz der Blumen- und Farbenpracht nicht missen, der die Tage harter Arbeit ziert. So liessen sie beim Ostereierschmücken Gemütswerte walten, ohne die auch Geld und Gut kein wahrer Besitz sind.

Vor wenigen Jahrzehnten war man auf dem Dorf noch auf primitive Färbemittel angewiesen, die nicht so bequem zu handhaben waren wie die heute käuflichen Ostereierfarben. Zum Rotfärben kaufte man in der Apotheke Brasilienspähne, Stücke des brasilianischen Rotholzes (FERNAMBUKHOLZ). In einem Aufguss von diesem Holze nahmen die Eier eine sehr schöne, rote Farbe an. Auch durch Abkochen mit hochroten Zwiebelchalen konnte man eine rötliche Färbung erzielen, eine bräunliche am besten durch Abkochen mit Kaffeesatz. Zum Gelbfärben nahmen die Bäuerinnen den in den Stengeln und Blättern des Schöllkrauts (*Chelidonium maius*) enthaltenen, ockergelben Milchsaft oder auch den gelben Farbstoff der Blüten der Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*), die im Volksmund «Ostermaie» heisst.

Meist suchte man auf den gefärbten Ostereiern allerlei sinnigen Zierrat anzubringen. Da verfuhr man vielfach nach folgendem Rezept. Schalen von einigen roten Zwiebeln wurden acht Tage lang in Wasser eingeweicht. In die so gewonnene Brühe legte man über Nacht die Eier, die vorher mit kleinen Blättern und Blumen umwickelt und überzogen oder besser noch mittels etwas Eiweis beklebt wurden. Man nahm z. B. die langen, schmalen Blätter des Morgensterns und bildete gekreuzte Figuren, die im Volksmund «Hosenträger» genannt wurden, oder Kleeblätter, Petersilienblätter und kleine Blumen. Die mit Pflanzenteilen bedeckten Stellen der Eier nahmen eine gelbe Farbe an, während sich der Rest des Eies rot färbte. Die zierlichen Formen der Blätter und Blumen kamen dabei auf dem gebleichten Grunde sehr hübsch zur Geltung. Durch Einreiben mit einer Speckschwarte wurden die so gefärbten und geschmückten Eier noch schön poliert. Bisweilen wurden die Eier statt mit Pflanzenteilen mit anderen Zierformen umwickelt und unnäht, z. B. mit geeigneten Stücken von alten Gardinen. Auch damit wurden prächtige Wirkungen erzielt.

Sehr beliebt war auch folgendes Verfahren. Man legte vierzehn Tage lang ein Stück rostiges Eisen in Molken und hernach eine Nacht über die Eier nach Entfernung des Eisens. Tags darauf bemalte man dann die Eier mittels eines spitzen

Holzes oder Streichholzes mit geschmolzenem Unschlitt. Es wurden reizvolle Blumenornamente aufgetragen, Rosen, Tulpen, Vergissmeinnicht, verbunden mit mannigfachen Zierfiguren, Leitern, Ringen, Schnörkeln, Zacken, Kränzchen u. a. m. Manchmal wird auch ein mehr oder weniger glücklich gezeichneter Hahn nicht gefehlt haben. Die so behandelten Eier wurden in der oben bereits erwähnten Zwiebelbrühe gekocht, wo sie sich schwarz oder tiefbraun färbten mit Ausnahme der mit Unschlitt bemalten Stellen, die schön gelb wurden. Feine Ornamentik und Sprüchlein trug man statt mit Unschlitt besser mit heissflüssigem Wachs mittels einer Stopfnadel auf. Dabei musste aber recht flink zu Werke gegangen werden. Zuletzt wurden die nach diesem Rezept gefärbten und verzierten Eier ebenfalls mit einer Speckschwarte glänzend gerieben.

Zum Verzieren mit Vögeln, Blumen und Herzen und zum Beschreiben der ungefärbten Eier verwendete man das ätzende Scheidewasser (Salpetersäure), das der Apotheker nicht ohne Mahnung zur Vorsicht verabfolgte. Die Säure, die mit einem spitzen Hölzchen aufgetragen wurde, liess Schrift und Figuren in dunkelbrauner Farbe zum Vorschein kommen. Auch mit verdünnter Salzsäure wurden Aetzungen auf bereits beliebig gefärbten Eiern ausgeführt. Man trug die Säure wie Tinte mit einer Schreibfeder oder einem gespitzten Streichholz auf die bunten Eier auf, wo die Striche sofort unter leichtem Aufbrausen die Farbschicht wegätzten und nach dem Abwaschen oder Abreiben mit einem feuchten Lappen in blendendem Weiss hervortraten. Wer auf den gekrümmten Flächen nicht über die nötige Sicherheit des Zeichnens verfügte, konnte vorher die Verzierungen mit Bleistift leicht aufzeichnen, um Fehler zu vermeiden. Die ätzenden Striche durften nicht zu dick aufgezeichnet werden, da sie sich bei der Aetzung ein wenig verbreiterten.

Es lässt sich begreifen, dass die schlichten Landleute in der guten, alten Zeit mit wahrer Herzensfreude und besonderer Liebe an den geschmückten Ostereiern hingen, die von ihnen mit soviel Sorgfalt und umständlicher Altväterlichkeit hergerichtet worden sind. Die Kinder bewahrten diese ihrem Auge schmeichelnden, echt volkstümlichen und kindertümlichen Kunstgegenstände oft länger auf, als ihre Essbarkeit zuließ. Und die Alten hatten selber ihre helle Freude daran, ein Stück ihrer Jugend hing daran, ja des Lebens selbst. Erinnerten sie doch diese verzierten und mit Sprüchlein versehenen Ostereier an die selige Zeit, wo sich einst Bursche und Maid zum Bund für's Leben zusammenfanden. Buntgefärbte und mit Sprüchlein versehene Ostereier dienten ihnen in jungen Jahren als Liebesboten und halfen die Fäden von Herz

zu Herz fester spinnen. Nicht immer reichte ein Hühnerei aus, oft war ein Gänseei gerade gross genug, um die verliebten Sprüchlein aufzunehmen. Es war Sitte, dass die Mädchen die geliebten Burschen mit solchen Ostereiern beschenkten. Diese holten sie bei ihren Maiden oder erhielten sie am Ostermontag von ihnen nach dem Tanze. Dieser Brauch ist längst verschwunden, schon im Jahre 1851 war er im Aussterben begriffen, als August Stöber Eiersprüchlein sammelte. Ein reizvoller, quellfrischer Teil des reichen Schatzes elsässischen Volksgutes ist damit verloren gegangen. Hier einige von V. Beyer gesammelte Proben dieser volkstümlichen Liebespoesie:

Lieben und nicht haben
Ist härter als Steine graben.

Lieben und geliebt zu werden
Ist das höchste Glück auf Erden.

Dies Ei ist ein geschenkte Lieb
Zu einem Angedenken,
Wie eine schöne Rose blüht,
Mit Freud tu ich dir's schenken.
Die Rosen sind eine schöne Zier,
Mit Lieb und Freud schenk ich dies dir.

Dieses Ei ist wie die Reben,
Mit Lieb' tu ich dir's geben,
Mit Liebe geb ich's dir.
Mit Freud tu ich dir's schicken,
Mit Lieb dich zu beglücken,
Dein Glück ist wie die Rosenzier.

Mit Treu und Liebe und mit Freud
Verehr ich dir das Osterei.
Ein Herz zu lieben mit aller Treu,
Ist schöner als dies Osterei.

Durch dieses Ei will ich erfahren
Ob wir zwei uns nicht können paaren.

Ich stelle dir zwei Vögelein hier,
Die einander lieben sollen,
Die mit ihrem Fleiss und Müh
Auch gerne haben, was sie wollen.
So könnt mein Wunsch auch sein,
Dass du mich dann liebst allein.

Mein Schatz, dies Eie kommt von mir,
Und ich, dein Schatz, verehr es dir,
Ich geb dir's freudig in die Hand,
Damit die Lieb bleibt fest in Stand,
Dass sie nicht wankt wie Rohr am Bach,
Denn Liebe muss sein festgemacht.
Wankende Liebe macht keine Freud,
Sie geht nur oft in Traurigkeit.

Mein Schatz, du bist meine edle Freud
Auch drum verehr ich dir dies Ei.
Dies Ei glänzt nur von Farb allein,
Aber du glänztst wie ein Edelstein.

Studien zu unserem Leben

Von Claus Wickram

Unsere Geschichte

Welch ein Kontrast, diese reiche Landschaft um mich und unsere Geschichte! Unsere politische Geschichte bietet durch die Jahrhunderte das Bild einer Kleinlichkeit und Schwäche, die furchtbar ist. Im kleinen sind wohl Lichtblicke da, viel Mut und Zähigkeit, aber das Land als Ganzes gesehen? Diese Zerrissenheit und Uneinigkeit, diese Kämpfe stets und stets bis auf's Blut — auf's Bruderblut! Und keine Stärke in diesem reichen Land, kein Halt, kein Rückgrat. Da kamen die «Engländer», die Armagnaken, die Schweden, Spanier, Kroaten und, weiss Gott wer noch, und machten, was sie wollten, brannten und sengten und hausten, dass man beim Lesen der alten Chroniken Gänsehaut bekommt. Die Grossen sahen zu, suchten sich zu schützen und noch zu profitieren, wie es ging. Und wenn sich die Städter und Bauern nicht zu allerletzt aufrafften, um die Bluthunde aus dem Lande hinauszuhauen, wurde nichts getan. Und immer und immer wieder brach die Zerrissenheit auf, wie eine unheilbare Wunde. Das ist unser geschichtliches Schicksal!

Politisch haben wir es nie zu etwas gebracht. Wir haben in diesem Betracht eine wenig rühmliche Geschichte, so kleinlich wie eben die Leute in ihrer engummauerten Gesinnung. Spiessbürgertum und Egoismus sind bei uns zuhause. Aber da ist dieses urwüchsige, fest pulsierende Leben, das sich trotz Zerrissenheit, trotz Blut und Hass immer wieder durchbiss, immer wieder durchrang, unsere Ahnen immer wieder zu den Menschheitshöhen emporwarf: Odilia, Gottfried von Strassburg, Erwin von Steinbach, Tauler, Geiler von Kaysersberg, Sebastian Brant u. a. m. Hier ist das Lichtsprühen. Schaut doch das Münster an! Oder die Auferstehung Christi von Grünwald! Und alle diese kraftvollen Gestalten, Ritter und hartschädelligen Städter, Heilige und Dichter, Prediger und Reformatoren! Ja, geistig waren wir seit dem frühen Mittelalter Lichtfülle, strahlten wir unser Leben und unsere Seele aus. Im Geisteslande war stets unsere Macht. Hier sollte sie auch heute noch sein, meine ich, auf den Höhen, von wo wir verzeihend und aufatmend, erlöst gleichsam, über das weite Tiefland unserer Geschichte hinblicken könnten und über unser heutiges Sein. Dieses geistige Erbteil dürfen wir uns nicht entgleiten lassen, wir müssen es mit allen Kräften lebendig in uns gestalten.

Vom elsässischen Charakter

Die harten Urteile über den elsässischen Charakter und die elsässische Mentalität sind bekannt. Schnell werden wir als schwach, falsch, niederträchtig, in einem Wort als schlecht verdammt. Wer nimmt sich aber die Mühe unser Sein zu erforschen? Was unsere ältesten Ahnen waren und was sie uns aus unbekannter Urheimat mitbrachten, wissen wir nicht und können wir nicht ergründen. Seit wir aber hier im Elsass sitzen, hat der Boden uns gestaltet, auch hat die Geschichte mit ihren harten Ereignissen und ihrem steten Neuen uns mit derber Hand gefasst und manches in unseren Charakter hineingehauen, das nicht das Beste ist.

Drüben in der Normandie oder in der Touraine z. B. lebt sich's leicht, dort ist ein lebensfroher, gutgeratener, ausgeglichener Charakter gewachsen. Seit vielen Jahrhunderten leben sie dort ihr Leben in aller Ruhe. Wir nicht. Wir sind Grenzland, seit Jahrtausenden Grenzland. Und was das heisst, wissen nur wir: Kriegsland, Durchgangsland, Plünderungsland! Alle Völker zogen hier vorbei und quartierten sich hier ein. Römer, Germanen aller Stämme, Hunnen und Ungarn, Schweden, Spanier und Franzosen, Deutsche und Slaven; alle liessen ihre Spuren zurück. Manchmal zum Guten, oft zum Schlechten. Ihr Blut düngte unseren Boden, drang in unseren Körper, sie leben in uns fort, zerfleischen uns, lassen den vielfältigen Kampf, der die Völker entzweite, immer wieder zwischen uns aufleben. Das ist unsere Tragik.

Und die Kriege und all das viele Blut und die eigene politische Zerrissenheit durch die Generationen mussten uns kraftlos machen; es waren der Leiden zu viel; wir mussten um uns beissen, denn wir wollten, nein, wir mussten leben. So sind seit undenklichen Zeiten unsere Muskeln stets gestrafft, unsere Nerven angespannt und unsere Geister bekümmert und bemüht, die Heimat zu behalten, nicht von ihr losgerissen zu werden.

Aus diesem steten Kampf kommen die Schwächen und die Zerrissenheit unseres Charakters. Diese sehen wir selbst, wir lachen über uns selbst am meisten, aber es ist fast Galgenhumor. Und wenn wir nicht ganz an den Galgen gekommen sind, so verdanken wir das unserem zähen Leben. Aber es ist ein Leben und mithin ein Charakter voller Widersprüche geworden. Darum verurteilt uns leicht ein Fremder. Schnell zählt man

unsere Schwächen auf. Weiss Gott, aus welchem Blut sie stammen, welche schrecklichen Ereignisse und welcher Atavismus sie für ewige Zeiten in uns gehämmert haben! Wir sind böseartig und reizbar geworden, eigensinnig und dickhäutig, denn von allen Seiten hat man auf uns gebaut, wir mussten uns ducken. Und darum auch sind wir kleinlich und engherzig geworden. Ja, uns selbst gegenüber; wir sind zerrissen, können uns in nichts einigen, wissen selbst nicht, was wir wollen, kritisieren alles, uns selbst, und denken von allem das Schlechte. Verrat, Niedertracht und Neid schiessen wie Unkraut in unseren Reihen auf. Mit einem Wort, wir erscheinen als eine bissige, eine unliebsame Rasse, die mit niemandem auskommt. Dazu kommt als Krönung gewissermassen der unduldsame, unbeugsame Stolz auf uns und unser Land, weshalb wir noch schlechter angesehen und von der Welt noch kleinlicher eingeschätzt werden. In dieser Hinsicht ist unser Charakter voller Schattenseiten, die im Laufe der Geschichte in uns gewachsen sind. Meistens fallen sie uns nicht weiter auf, oder wir sind noch stolz darauf. . . .

*

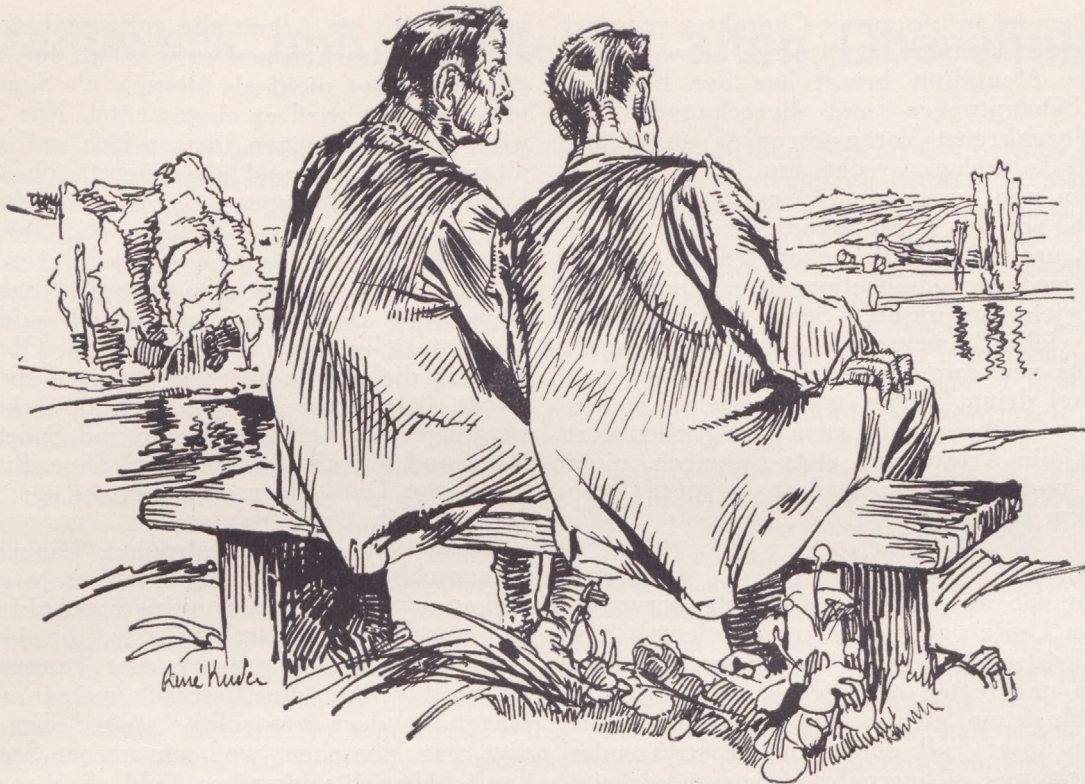
Aber auch Gutes hat die Geschichte in uns gelegt. Durch die vielen Mühsale und Schrecken und das politische Hin und Her sind wir gefestigt worden, zäh und bissig, durch das Leid haben wir ein unendlich dehnbare Widerstandsvermögen erhalten und sind zu einem grossen Teile zu Realisten, nüchtern handelnden Wirklichkeitsmenschen geworden. Mit den Waffen haben wir umgehen lernen, viele gute Offiziere und Soldaten haben wir allen Völkern gegeben, besonders Frankreich. Und vor allem: die Kriege um uns und in uns, der Hass und der Kampf in uns, haben uns zum Frieden bestimmt; mit anderen Augen sehen wir, von unserem ewigen Schlachtfeld aus über die Länder und das Menschheitsgeschehen. Wir haben genug gesehen, nur dem Frieden wollen wir leben. Die rauhe, nackte Wirklichkeit hat uns gelehrt, an unserem Boden festzuhalten und uns nie von ihm zu lösen. Das ist die Liebe. Die Wehen und Leiden haben in uns die tiefe, unzerstörbare Liebe zum Lande entfacht, ewig halten wir zu ihm. Unsere Seele und des Landes Seele ist eins. So sind wir nach und nach durch die geschichtlichen Ereignisse zum Bewusstsein und zur Erkenntnis unserer Seele gelangt. Und das Tragische, das ist doch wie ein Eisenhammer, der auf einen klingenden, schweren Amboss fällt, dass die Funken sprühen. Die nie endenden, harten Schicksalsschläge gerade haben immer das Höhere, das Geistige in einzelnen von uns wach gehalten und immer wieder aufflammen

lassen. Ueber den Realisten, die schwer auf der Scholle sitzen, stehen die Grossen, die unseren Blick immer aufrichteten; wir mussten festhalten an Pflicht und Glaube, an Religion und am Uebernatürlichen. Alle diese geistigen Werte leben in uns fort.

*

Unser Land aber nahm uns immer in liebende Hände. Wenn wir haben können «Wir» bleiben, uns selber treu, so verdanken wir es zum grössten Teile unserem Boden und dem Heimbilde vor unseren Augen. Sie haben wohl unseren wirren, beständig hin- und hergeworfenen Charakter nicht halten können, haben selbst Gutes und Schlechtes in uns gelegt, aber sie haben uns doch lebensfähig gestaltet durch die Jahrhunderte, eine Garantie für die Zukunft. Der Boden der weiten Ebene ist gut, leicht und fruchtbar. Im Gegensatz zu manch anderem Land müssen wir ihm die Früchte nicht abtrotzen, er schenkt uns alles und gibt uns Freude und Lust und Leichtlebigkeit. Dadurch aber hat er unseren Charakter nicht hart geschmiedet, wir sind zu gutmütig, lassen uns viel gefallen und sind nachgiebig, bis es zu arg wird. Arbeitsam ist der Bauer auf diesem Boden, sein Leben ist karg und einfach, in Wort und Handeln derb und vierschrötig, pffiffig und egoistisch. Es ist der Wirklichkeitssinn: in den Dörfern und Städten sitzen die Realisten, und unter ihnen macht sich Kleinlichkeit, Engherzigkeit, Biertischwesen und Spiessbürgerei breit. Leider!

Viel Sinnlichkeit und Lebensdrang gibt uns der Boden und das Klima; rasch sind die Verwüstungen zugedeckt, und neue Fruchtbarkeit dringt aus den Furchen. Und unsere Seele vergisst das Gewesene, das Tragische und Schreckliche. Leichtlebig laufen wir jedem Vergnügen nach, bei Wein und Tanz, Frauen und Freuden vergessen wir den Lebensernst und unser Schicksal. Ja, wir lachen gern; Spott und Witz sind bei uns zu hause, und spitz sind die Zungen gewachsen. Gerne feiern wir üppige Feste, unser Boden ist ja reich, gerne sind wir lustig, singen und tanzen. Im Reigen des Landes tanzen wir, zwischen Obstbäumen und Fruchtfeldern, zwischen hochgiebligen Fachwerkhäusern und unter rauen Linden, in tollenden Weisen tanzt alles in uns und um uns. Und wie oft tanzen wir auf den Gebeinen von vielen, vielen Getöteten. . . . In den Rebhügeln am meisten ist dieses feurig unzählbare Leben ausgeprägt. Welche Innigkeit, welche Freudigkeit aus ihnen wächst! Und welch hellblütiges Drängen! Rasch liegt das Fluchwort im Mund, rasch ballt sich die Hand zur Faust, aber immer wieder ist es Fröhlichkeit, überschäumendes Leben und eine starke



René Kuder

Liebe Heimat

Sinnlichkeit, die aus den Reben perlt, aus den Trotten und Weinkellern, aus den sagenumwobenen Dörfern und Städtchen, die hinabschauen in die Ebene. Und der gute Wein ist seit Jahrhunderten in unser aller Blut geflossen mit all seiner Lust und seiner Wärme.

Unser Klima ist trotz des langen Winters gut und warm. Irgendwie steckt Mittelmeerluft drin, romanisches Weben, unser Sehnen geht nach dem Süden. . . Dieser, blassblaue, von Wolken überflirte Himmel, der in den hohen, schlanken Kirchtürmen zu hängen scheint, dieses Sonnenlicht, diese warme Feuchtigkeit, dieser Duft, manchmal so berauschend, und die Innigkeit der leuchtenden Sommerabende: wie ist das alles doch weich und beeinflussend seit den Zeiten der Germaneneinfälle! Fülle der Farben, darüber dieser oft melancholische Dunst, diese Stimmung: die Seele des Volkes musste sich ausdrücken und sie ersann und sang manches schöne Volkslied, drückte manchem von ihren Kindern die Fiedel in die Hand oder den Pinsel. Und unsere Religiosität ist tief gegründet, und nicht umsonst wuchs das Münster so hoch.

Aber wie kann man es verstehen, dass wir doch wieder so dickschädlig sind? Solche Querköpfe? — Seht sie oben, die Belchen und Zacken, harte Granitfelsen ragen auf; viele von uns haben von ihnen gelernt. Und unser Blick wendet

sich empor zu diesen Häuptern. Zwischen den hohen Kuppen träumen die stillen Seen, silbern plätschernd eilen die Wasser zu Tal, in den Bergwäldern orgelt der Sturm: träumerische, stille Menschen gehen unter uns und geben ihre Seele, Dichter sind unter uns aufgestanden und Prediger; die haben uns die versommene Waldnatur und das Menschenleben gesungen und haben mit Wucht hinausgepredigt in die dumpfe Menschheit. —

Wir aber, wir Leichtsinigen, haben sie am wenigsten gehört, wir vergassen oder verlachten sie. Aber wenn auch alles Schlechte über uns fällt, wenn alles in uns niedergerissen wird, unser Grösstes ist die Liebe. Sie wächst aus unserem Boden in uns, sie ist das Leben, das beständige Bejahen. Schaut unsere Arbeiter und Bauern, wie sie sich abmühen und nicht unterkriegen lassen, denn als Kinder dieses Bodens fühlen sie sich, und ihn empfinden sie als Vater und Mutter; der Blick über das Land spricht von der Liebe, die Furchen erschliessen sie, die Arbeit und der Frieden und der Kampf bedingen sie. Wir alle sind in derselben Liebe gefangen.

*

So verflucht sich in unserem Charakter die ganze Heimat: Berge und Wälder, Hügel und Ebene, Stadt und Dorf, Land und Geschichte. Ein Gemisch von Gutem, Schlechtem, Grossem,

Kleinlichem ist in uns, unser Charakter verwirrt durch seine Komplexität. Unsere schwer verständliche Mentalität bringt aus der Fassung, macht Behauptungen und Berechnungen zu nichte, durchkreuzt Voraussetzungen und Pläne und wird dadurch von rechts und links, von den Deutschen und auch von vielen Innerfranzosen verurteilt. Von uns selbst auch bisweilen. So aber sind wir, uns selbst oft unbekannt. Und darüber hat die moderne Zivilisation ihre Tünche verbreitet, vieles in unserer Seele bestaubt, verdunkelt, vielleicht begraben. Aber es schimmert doch stets neu durch; aus diesem mysteriösen Helldunkel dringt immer wieder Licht; in den Tiefen der Volksseele fließen die Quellen fort und fort, die Kräfte sind stets dieselben, nicht veraltet und verkalkt, sondern angefüllt von strebendem Leben.

Unsere Zivilisation

Haben wir im Elsass Kulturwerte hervorgebracht im Laufe des letzten Jahrhunderts? Einzelne Schriftsteller setzten ihr Wissen und ihre Seele ein und legten ihren ganzen Reichtum in ihrem Schrifttum nieder. Das Hauptsächlichste aber war unser Volk selbst, das in strotzender Gesundheit und sicherer Kraft vorwärtsschritt, der Arbeit sich hingab und Schätze der Volkskunst sammelte, wenn es auch nur die Trachten, die Möbel und das Volkslied waren. Aber dann drehten sich immer rascher die Räder, fauchten immer lauter die Maschinen, und die Menschheit wurde mitgedreht, immer rascher in den gewaltigen materiellen Fortschritt hinein. Freudig bekennen wir uns zu dieser neuen Epoche, die kraftvoll die Menschheit emporführt. Junges, wuchtiges Zeitalter! Doch rasch auch klangen andere Töne dazwischen, und diese schlangen sich zu sehr hervor, so dass wir angstvoll uns umschauen und uns gestehen müssten, dass wir anderes erwarteten, dass wir uns in eine Sackgasse verrannt haben, weil unser Geist mit dem materiellen Aufschwung nicht Schritt halten konnte, weil wir uns für Materie und Geld verkauft haben.

Hier halten wir an, denn wir müssen uns Rechenschaft geben. Ich weiss wohl, das alles ist schon oft gesagt worden, aber es muss immer wieder ausgesprochen und festgehalten werden, auch bei uns. Das Geld ist unser Schicksal geworden, durch das Geld sind wir verarmt. Der Sieg des Materiellen hat sich alles unterworfen. Wir klagen über die Verschändung unserer Dorfstrassen und unseres Landschaftsbildes durch die Reklameschilder, die in grellen Farben und mannsgrossen Buchstaben alles Mögliche anpreisen und doch nur des Geldes wegen. Selbst der Odilienberg ist modern geworden. Landauf,

landab wird die Arbeit, die gottgesegnete Arbeit als Ware betrachtet und entwürdigt, der Arbeiter gilt als Faktor nicht als Mensch, als Summe seiner Tätigkeit wird er eingeschätzt. Nur der Gewinn zählt. Vermögen türmen sich auf, ein Kapitalismus wächst und überwächst sich, und ein Proletariat ist emporgekommen, das sich auch nur dem Materiellen entgegenwirft. Einseitig ist unser Fortschritt, und immer schwerer drückt er auf uns. Wir sind dem Abgrund nahe. Wir müssen alle die Wunden unerbittlich aufdecken: das Materielle gab uns den Sinn der Oberflächlichkeit, die sich in unserem ganzen Leben breit macht, in unserer hastigen Art, in Arbeit und Vergnügen, in Verkehr, Presse und Sport. Ohne Mass und Rückhalt leben wir, ohne Rücksicht und Liebe. Die Unmenschlichkeit ist der Stempel unserer Zeit.

So mussten die Katastrophen kommen, der unmenschlichste der Kriege, den es je gegeben und an dem unsere Seelenlosigkeit schuld ist, und die gewaltigste Wirtschaftskrise, die jetzt mit blutsaugenden Fangarmen unser ganzes Leben umkrallt! Nicht die Maschine müssen wir anklagen, sondern uns selbst! Wir haben gesündigt, wir Menschen, weil wir unsere Seele verkauft haben für lumpiges Geld. Systematischer Fortschritt schafft ein geordnetes Weltbild, ein Gleichgewicht in den Individuen und in der Allgemeinheit. Unser Fortschritt schuf solches nicht. Wir müssen anhalten, erkennen wir heute, bevor Geist und Seele ganz zertreten sind. Darum rufen wir nach Geist, nach neuer, von Grund auf neuer Erziehung der Menschheit, nach einer neuen Ordnung, nach der Befreiung des Spirituellen von der Maschine und mithin von allen Fesseln und Vorurteilen, nach einer Voranstellung des Geistigen vor das Materielle. Entwertung des Geldes, Neuwertung des Geistes, ein neugeordnetes Weltbild! Wir werden als Träumer und utopistische Idealisten verlacht. Wohl, doch wir halten an unserem Glauben fest: aus der ersten Frühe des neuen Zeitalters mit all dem Ungehügenden und Schlechten muss die Menschheit herausgeführt werden. Durch den Geist und die Seele muss sie von den Kinderkrankheiten geheilt werden und neuer, fruchtbarer Reife entgegenwandern. Sonst wird sie erdrückt, sonst gehen wir euch Lachern recht; aber dann, ja dann standen wir nicht am Anfange einer neuen Zeit, sondern am Ende eines Greisenalters, und müde werden Fortschritt und Geldgier und Geist in ein weites Grab sinken. Aber wir fühlen uns jung, wir wollen zur Höhe im Dienste des Geistes und der Seele. Ueberall in der Welt, auch im Elsass! Denn seiner Vergangenheit gemäss soll das Elsass Geistesland sein und helfen, eine neubeseelte Kultur schaffen. (Schluss folgt)

Handwerk und Zünfte im alten Oberehnheim

Von O. Pisot

Im Mittelalter durchströmte ein tiefer religiöser Zug alle Schichten und Klassen des Volkes, erfasste alle Stände und Berufe und befruchtete alles Ringen und Streben der menschlichen Kräfte. Die opfermutigen Kreuzzüge, die entsagungsreichen Klöster, die himmelanstrebenden Dome gehören in ihren grossen Ausmassen zu den überzeugendsten Ausflüssen dieser Geistesrichtung. Demselben Zuge folgten in bescheidenerem Rahmen die Bruderschaften, der enge Zusammenschluss der Bürger unter bestimmten Satzungen im Dienste der Gottesidee. Aus solchen Bruderschaften mit rein religiösen Zielen entwickelten sich zur Zeit der Städtebildung Verbände, Handwerkerzünfte genannt, welche die Förderung ihres Handwerkes erstrebten. Die Städte förderten die Bildung der Zünfte und gewährten ihnen willig den Zunftzwang, denn sie sahen in diesen Körperschaften ein willkommenes Hilfsmittel der Ordnung und Disziplin und zugleich die Gewähr für einen sich selbst genügenden Wirtschaftsbetrieb der Gemeinde. Gründung und Bestand einer Handwerkszunft mögen in grösseren Städten wenig Schwierigkeiten begegnet sein. Da bildete die stattliche Anzahl der Bürger, die demselben Handwerk dienten, schon eine sichere Grundlage für die Lebensfähigkeit der Zunft. So besass Colmar zehn, Strassburg sogar zwanzig blühende Zünfte.

In kleineren Städten war die Zahl der Zünfte natürlich geringer, denn die Bürger, die dasselbe Handwerk betrieben, waren nicht so zahlreich wie in grossen Städten. An den verschiedensten Handwerkskern und Gewerbetreibenden hat es darum nicht gefehlt, zählte man doch in Oberehnheim im Jahre 1752 in einer amtlichen Zählung 60 verschiedene Handwerke auf. Um eine arbeitsfähige Organisation zu erhalten, schlossen sich in kleineren Orten verschiedene Handwerker zu einem Bund zusammen. So erklärt es sich, dass Oberehnheim nur fünf Handwerkszünfte aufwies. Es waren dies 1. die Weinleut- oder Küferzunft, 2. die Spiegler- oder Schneiderzunft, 3. die Bäckerzunft, 4. die Metzgerzunft und 5. die Schuhmacher- und Gerberzunft.

Zur Weinleutzunft gehörten Küfer, Böttcher, Kessel-, Nagel-, Hufschmiede, Schlosser, Blechner, Maler, Glaser, Töpfer, Zinngiesser, Schreiner, Dreher, Wagner, Zimmerleute, Maurer und Steinhauer. Das waren 17 Handwerke mit 125 Zunftmitgliedern (1752). Im Wappen zeigten die Küfer ein quadriertes Feld, je zwei Teil-

felder blau und zwei in Gold. Jedes Feld führte einen sechsstrahligen Stern, die blauen Felder in Gold, die zwei anderen blau. Auch die Spieglerzunft umfasste 17 Handwerke, nämlich Krämer, Schneider, Strumpf-, Hosenstricker, Hutmacher, Woll- und Tabakspinner, Färber, Seiler, Leineweber, Seifensieder, Lichtermacher, Barbierer, Perückenmacher, Bildhauer, Krempen, Kürschner, Chirurgen, Apotheker und Kaminfeger, zusammen 70 Mitglieder. Das blaue Wappenfeld war durch einen schräglinken Balken in Gold getrennt. Ein Stern ebenfalls in Gold zierte jeden Teil. Zur Bäckerzunft zählten Bäcker, Zuckerbäcker und Müller. Die drei Handwerke, 52 Mitglieder stark, führten in rotem Felde einen Löwen mit zwei kleinen Mühlrädern als Wappen. Die Metzger bildeten für sich allein eine Zunft und stellten 76 Zunftgenossen. Im Wappen führte sie einen Rindskopf. Zur Schuhmacherzunft endlich wurden gezählt die Schuhmacher, die Gerber, die Sattler, die Handschuhmacher und die Weissgerber. (Die Weissgerber lieferten weiches, geschmeidiges Leder.) Diese Zunft von 5 Handwerken war 64 Mitglieder stark. Ihr Abzeichen war ein Lederstreifen in Gold, der zwei gekreuzte Schabmesser von einem übel geformten Stiefel trennte, alles auf rotem Grunde.

Alle anderen Bürger, die nicht Mitglieder einer Handwerkerzunft waren, gehörten einem der Viertel der Stadt, dem Gross-, Klein-, Kreuztor- oder Kirchtorviertel an. Diese Bürger genossen die Rechte von 4 Zünften und besaßen eine eigene Zunftstube, die Rebleutstube am Rathaus. Im Wappen der Rebleute sehen wir auf blauem Grunde die bekannten Abzeichen Traube, Rebblatt und Rebmesser.

Ogleich die Zahl der Zünfte beschränkt war, so spielten sie doch eine wichtige Rolle im Gemeindeleben. Dies erhellt aus der Tatsache, dass die Zunftmeister bereits im 14. Jahrhundert beträchtlichen politischen Einfluss besaßen, dass sie in der Rangordnung nach den Stättmeistern erscheinen und dass sie bei allen wichtigen Verhandlungen zugezogen wurden.

Die städtische Obrigkeit erliess ihre Verordnungen stets in der Formel: «Wir, Meister, Rat und Zunftmeister der Stadt Oberehnheim». Wenn Krieg oder Feuer die Stadt bedrohte, dann galt das Gebot: «Wenn man also zu einem Geschelle stürmt, so soll sich jedermann waffnen und zu seinem Zunftmeister laufen und bei ihm bleiben und nicht von ihm gehen und da warten, bis der

Meister sie besendet» (Stadtbuch 1580). Bei der jährlichen Wahl des Stadtrates wurden aus den Zünften die 85 Wahlmänner, der Kern, gewählt, aus dem dann der Rat hervorging. Die 15 Gerichtsherrn, die Fürsprecher, die Ratsboten, die Weinsticher, die Nacht- und Tagwächter und die Bannwarte wurden «gesetzt», ernannt durch Rat und Zunftmeister.

Jede Zunft hatte ihre eigenen Satzungen, die aber in den verschiedenen Zünften manche Ähnlichkeiten aufwiesen. Festgelegt waren diese Vorschriften in den sogenannten Artikelsbriefen. Wir folgen einem «Articuls Brieff der Erbaren Schreiner» (50 Paragraphen) aus dem Jahre 1671, einem solchen der Gerber- und Schuhmacherzunft von 1752 (57 Artikel), der auf seine Vorgänger von 1540 und 1584 zurückgreift, und endlich dem Zunftbuch der Spieglerzunft (mit 45 Punkten) vom Jahre 1725.

Nach allen diesen Urkunden stand an der Spitze der Zunft der Oberherr, d. i. ein Ratsmitglied, dem die Oberaufsicht und Ueberwachung oblag, dass die Zunft nicht den Gesetzen und dem Wohle der Stadt entgegenwirke. Die eigentliche Leitung aber hatte der Zunftmeister inne, der jährlich von den Zunftgesellen gewählt wurde. Ein Zunftbote oder Zuschickmeister besorgte die Botendienste, der Sekretarius die Schreibgeschäfte und der Irtengeselle (Irte: Mahlzeit) das Amt des Aufwärters und Kellners. Die Mitglieder hiessen Zunftgesellen, Zunftgenossen oder Zunftknechte.

Die Artikelsbriefe gaben die Bedingungen zur Aufnahme, Vorschriften über das gesellige Betragen der Zunftgesellen, bestimmten die Dauer der Lehrzeit, die Höhe der Vergütung für die Lehrjahre, die Art des Gesellen- und Meisterstückes, Dauer der Wanderjahre, Ankauf der Rohstoffe, Verkauf der Waren.

Zur Förderung des Gemeinsinns dienten Unterstützungen an kranke und arbeitslose Mitglieder, Beteiligung der ganzen Zunft am Begräbnisse eines Mitgliedes oder seiner Frau, beim Tode eines Kindes nur von 10 bis 12 Zunftgesellen.

Das religiöse Leben verband die Zunft mit einer Bruderschaft, der anzugehören den Zunftgesellen zur Pflicht gemacht wurde. So befiehlt ein Beschluss in den Ratsprotokollen von 1587: «Bäckern und Müllern ist allen Meistern auferlegt, die 1417 aufgerichtete Bruderschaft zu halten. Und wo ein Meister abjetzo einen Bäcker- oder Müllerknecht haben oder einen künftig übernehmen würde, der die Kerzen in der Kirche nicht tragen oder sonst die Bruderschaft nicht halten wollte, denselben soll der Meister sofort beurlauben und fortschicken.»

Mit der Zeit suchten sich die Zünfte im Tra-

gen der Kerzen bei den Prozessionen förmlich zu überbieten. Um sich auszuzeichnen, wurden über 2 Meter hohe Stangen kunstvoll geschnitzt und gedreht und mit Figuren und Handwerkssymbolen verziert. Auf diesen prunkvollen Trägern thronte eine ebenso wirkungsvolle Kerze, den Glanz des Festes zu erhöhen und das Gedeihen der Zunft zu bezeugen. Noch heute zeigt man in unserem Museum neun dieser alten Zunft-Kerzen-träger, die sonst nirgendwo in solcher Anzahl und Schönheit erhalten sind. Es sind Prachtstücke von hohem Kunstwerte.

Bei Prozessionen, Empfängen und Umzügen flatterte die Zunftfahne der Innung voran. Sie war mit dem Zunftwappen und wohl mit einem kernigen Wahlspruch geschmückt. Leider ist hier keine Fahne erhalten geblieben. Wohl tragen die Bäcker noch heute bei Prozessionen eine Fahne in ihrer Mitte, aber sie stammt nur aus dem Jahre 1872. Alter Währung ist aber noch der Spruch, mit welchem der Fahnenträger sein Scherflein einzusammeln pflegt, wenn er sagt: «Für die, wo's klabt und stäubt», (wo's klebt und stäubt).

Alle Vierteljahr versammelte sich die Schreinerzunft zu einer «Irtenzech», zu geselligem Mahl und frohem Trunk. Jeder Geselle musste hierzu 4 sol (4 Frs.) bezahlen. Wollte er nicht bei der Zeche bleiben, so kostete es ihn nur die Hälfte des Betrages. Neben diesem gleichsam amtlichen Gastmahl, boten die Aufnahme neuer Meister und Gesellen, die Wahl eines neuen Zunftmeisters, die Feier einer Meisterschaft Gelegenheit zu Schmaus und Trunk. Es war ständiger Gebrauch, dass bei solchen Gelegenheiten der Rat, wenn «die Gesellen geschenkt wurden», einen Ohmen Wein aus den wuchtigen Fässern des Stadtkellers zu liefern oder gar die ganze Zeche auf die Stadtrechnung zu buchen. Es galt auch als ganz natürlich, dass manche Vergehen dadurch gesühnt wurden, dass ein halber oder ein Ohmen Wein der Zunft zu «bessern» (zu bezahlen) waren. 1751 hat ein Stubenknecht der Schneiderzunft sich schwer vergangen; er wird bestraft, abgesetzt und aus der Zunft gestossen. Im folgenden Jahre wird er wieder aufgenommen, wird «einhellig» wieder an seine alte Stelle gesetzt «und soll zur Strafe geben 2 Ohmen firnen (alten) Wein; ist auch gleich zum Besten geben worden». Wie versöhnend der Wein damals wirkte!

Diese Irtenzechen, welche in der Schneiderzunft zwei Tage dauerten, fanden in der Zunftstube statt. Jede Zunft besass eine solche, zuweilen ein eigenes Gebäude mit dem nötigen Hausgerät. Von der Zunftstube hatte die Zunft oft ihren Namen, in Oberehnheim hiess nur die Schneiderzunft nach ihrer Stube, auch die Zunft zum Spiegel. In der Zunftstube waltete der Zunft-

vater, der bei der Spieglerzunft Stubenknecht oder Hauptkann genannt wurde. Er und seine Frau mussten geloben, der Stuben getreulich zu warten und den Zunftgesellen das Beste zu tun. «Un wenn etliche Zunftgesellen sich auf der Stube versammelten, um da zu kurzweilen oder zu trinken und etwas zu essen verlangten, so war der Stubenknecht gehalten, ihnen um ihr Geld Fleisch, Hering, Fisch oder nach ihrem Belieben zu besorgen und solches nicht höher zu berechnen als was der Stubenknecht dafür gegeben hatte» (Artikel 36). Der Stubenknecht der Spiegler hatte bei Prozessionen, Kreuzgängen und Begräbnissen die Fahne oder das Kreuz zu tragen.

In der Schreinerstube wurde alle 13 Wochen regelmässig eine Versammlung einberufen, «ein Gebot gehalten». Der Zunftbote überbrachte allen Mitgliedern, den Zunftgesellen, die Einladung. Zur festgesetzten Stunde fragte der Zunftmeister, ob es Zeit sei, die Tafel zu lesen. Jeder musste hierauf antworten oder er bezahlte 4 Pfennig (0,60 Fr.) Strafe. Dann hiess der Zunftmeister die Gesellen niedersitzen. Wer hierbei nicht gehorchte, an den Anrichten oder hinter dem Ofen stand, büsste es wieder mit 4 Pfg. Hierauf folgte das Ablesen der Namen von der Tafel, um die Anwesenheit der Gesellen festzustellen. Die Gegenwart des Abgelesenen sollte mit «ich bin hier» kurz angezeigt und nicht mit Spott- oder Scherzworten beantwortet werden. Nach dieser Eröffnung verlas der Zunftmeister in der Regel den Artikelsbrief. Er hatte zuvor nicht unterlassen, die Zunftlade, das Heiligtum der Innung, auf dem Tische feierlich aufzustellen und zu öffnen. Der Lade hatte der Zunftmeister auch das Zunftbuch oder die vergilbten Blätter des Artikelbriefes entnommen.

Führen wir einige Artikel an, die sich auf das Verhalten der Zunftgesellen beziehen.

Der Zunftgeselle, der ohne Ueberschlag, Mantel, Degen oder aufs wenigste ohne einen Hammer geht, wird bestraft (Schreiner). Wer in der Zunftstube zankt, der bessert der Zunft 2 Schilling (4 Frs.). Schläge er mit der Faust, bessert er ebenfalls 2 Schilling. Wenn einer den anderen lügen heisse, bessert er 6 Schilling (Schuhmacher). Der Zunftgeselle oder der Fremde, der über einen anderen ein Messer zieht, der bessert der Zunft 5 Schilling, auch wenn die Stadt noch ihrerseits das Vergehen bestraft (Spiegler). Wer bei Gastereien und beim Trunk sich ungebührlich beträgt, Gläser, Teller oder andere Sachen mutwillig zerbricht, soll nach Erkenntnis der Zunftgesellen abgestraft werden (Spiegler). Wer



Neu-Sachen

Alter Hof in Oberehnheim

die Stube eine Zeitlang meidet, verschreit oder verredet, so dass dies offenbar werde, bessert der Zunft 1 Ohmen Wein (Spiegler). Kein Dienstknecht und kein Bürgerssohn darf auf der Spieglerstube zehren oder spielen, es sei denn eines Zunftgesellen Sohn. Wenn ein Zunftgeselle auf der Zunftstube Hochzeit halten will, gibt er der Zunft 1 Gulden (50 Frs.). Wird dabei etwas zerbrochen, so soll es auf seine Kosten repariert werden (Schuhmacher und Spiegler).

Aus den Artikeln geht hervor, dass die Zunft unter sich eine gewisse Rechtsprechung ausübte. Allerdings war dabei ein Appell an den Oberherrn oder den Stadtrat zulässig. Erfolgte die Berufung nicht auf den nächsten Ratstag, so trat bei den Spiegler das Urteil der Zunft in Kraft. Als schwerste Strafe galt das Ausstossen aus der Zunft, wodurch der Betroffene brotlos, sogar ehrlos wurde. «Wenn ein Meister gestraft wird, so sollen seine Knechtgesellen zum Tor hinausziehen, und kein hiesiger Meister darf ihnen auf das bestimmte Ziel keine Arbeit mehr geben bei 5 Schilling (10 Frs.) Strafe.» So wollten es die Schuhmacher.

In der Versammlung wurde auch wohl das



Kerzenstangen der Oberehnheimer Zünfte
im Oberehnheimer Museum

Stuben- und das Zunftrecht gekauft, das Holzgeld (2 Schilling), das Auslagegeld für die Kranken und der Betrag für den Feuereimer (1 Taler = 30 Frs.) in die Lade bezahlt. Da legte der Zunftmeister seine jährliche Rechnung ab, oder man schritt zur Wahl des Zunftmeisters und der übrigen Würdenträger.

Zur rein beruflichen Seite seien folgende Vorschriften erwähnt:

Wenn ein Geselle in der Woche von seinem Meister Urlaub nahm, so hatte er keinen Lohn zu beanspruchen und konnte vor Samstag nicht mehr bei der Arbeit berücksichtigt werden. Gab aber der Meister von sich aus dem Gesellen Urlaub, so schuldete er ihm den Lohn für die ganze Woche. Unerlaubt war es einem Meister, einem anderen einen Gesellen «abzuspannen oder zu verführen». Ebenso war es dem Meister verboten, einem anderen in sein Verding zu stehen oder ihm die Arbeit abzuspannen. Dies durfte nur erfolgen, wenn der erste Meister die Arbeit

aufhielt oder sie nicht zur versprochenen Zeit ausführte. Eine Strafe von 3–6 Gulden (150–500 Frs.) war vorgesehen.

Wer nicht Oberehnheimer Bürger war, durfte keinen «offenen Gaden» (Verkaufslokal) besitzen, noch ein Gewerbe betreiben. Krämer, die nicht der Spieglerzunft angehörten, konnten nur jeden Donnerstag, dem freien Wochenmarkt, und an den freien Jahresmesstagen Waren feilbieten und verkaufen. Ausgenommen waren die Kaufleute, die «gemalte Brieff oder Heilige» verkauften.

Alle Lehrlinge der Handwerke, die zur Spieglerzunft gehörten, mussten auf der Zunftstube aufgedingt und eingeschrieben werden. Nach verflossener Lehrzeit wurden sie auch da ledig und losgesprochen. Bei der Einschreibung waren durch den Vogt die Gebühren der Lehrzeit zu entrichten. Die Gebühren betragen für je zwei und drei Jahre 20 bis 80 Livres, wovon die eine Hälfte beim Eintritt in die Lehre, die andere Hälfte nach halber Lehrzeit oder beim Ledigsprechen erlegt werden musste.

Wenn ein Meister einen Lehrlingen hatte, dessen Lehrzeit vollendet war, so war es diesem Meister nicht gestattet, einen anderen Lehrling vor 2 Jahren anzunehmen (Schuhmacherzunft).

Jeder Geselle musste wandern. Die Meistersöhne genossen das Vorrecht, nur zwei Jahre wandern zu müssen, um zur Meisterschaft zugelassen zu werden. Ein Bürgersohn aber musste 5 Jahre wandern oder für jedes Wanderjahr 10 Gulden (500 Frs.) bezahlen.

«Wenn ein Geselle bei den Schreibern verlauten liesse, er wolle auf die und die Zeit wandern, und er täte es nicht, so sollte er von Meister und Gesellen um einen Wochenlohn gestraft werden.»

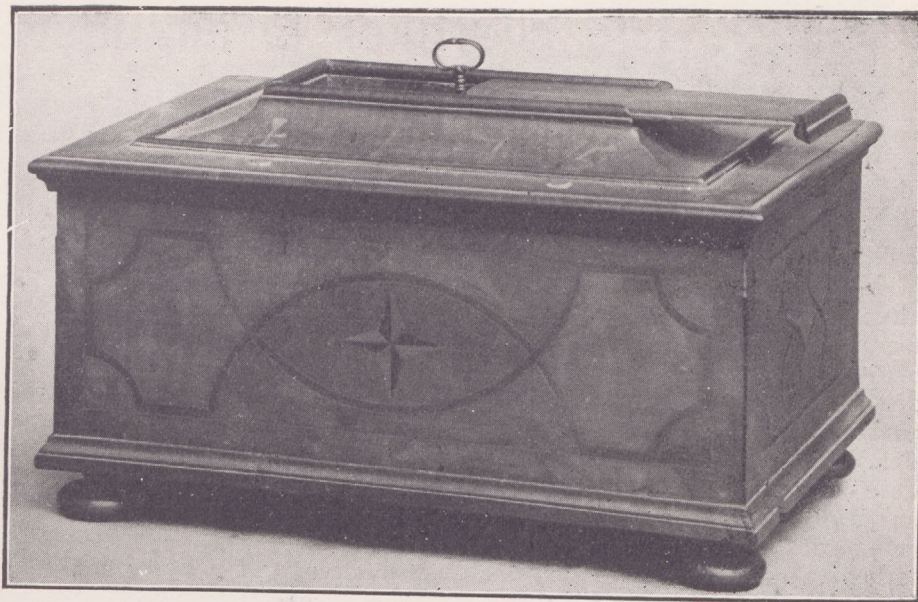
Wollte sich ein Fremder nach der Wanderschaft hier als Meister niederlassen, so musste er heiraten, das Bürgerrecht erwerben und 15 Gulden (750 Frs.) bezahlen. Wenn er aber eine verwitwete Meisterin oder eine ledige Meisters-tochter an den Altar führte, so wurde ihm die Hälfte der 15 Gulden erlassen.

Wir haben schon erwähnt, dass das Wandern im Zunftwesen eine wichtige Rolle spielte. Man verlangte, dass der Geselle seinen Gesichtskreis erweitere, fremde Gegenden und andere Menschen sehe, tüchtige Meister kennen und nachahmen lerne und damit der heimatlichen Zunft neue Anregungen und neues Gedeihen bringe. So musste eines schönen Tages der Bursch sein Vaterhaus verlassen. In einem kleinen Bündel, dem Felleisen, trug er die allernötigsten Habseligkeiten auf dem Rücken, in der Hand führte er den Wanderstab und in der Rocktasche barg er mit einigen spärlichen Zehrpennigen

sein Wanderbuch. Jugendfroh und zuversichtlich zog er zum Städtchen hinaus und sandte in einem kecken Wanderlied seinen letzten Gruss der Heimat und ihren Lieben zu. Nicht lange wanderte er einsam auf der ungepflügten Landstrasse im jungen Lenzesmorgen durch die fruchtbaren Gefilde. Bald traf er Handlungswagen, von Bewaffneten begleitet, betende Pilger und Waller,

singende Gaukler und Musikanten, wandernde Schüler. Diese betrachteten mit feindlichen Blicken den «Knoten», wie die Vaganten die Wandergesellen nannten. Freundlicher wurde er von einem

Burschen begrüsst, der von einer anderen Heerstrasse mit ihm zusammentraf. Da sprach man vom woher und wohin, vom edlen Handwerk, von grossen Meistern, von der nahen Stadt und ihren Schönheiten. Bald standen beide Wanderer vor dem trutzigen Stadttore. Nachdem sie dem Torwart ihr Wanderbuch gezeigt hatten, wurde ihnen der Eintritt gewährt. Da lockte manch grüner Kranz oder Zweig über der niedrigen Türe die Gesellen zur Rast. Aber unsere Wanderer schauten sich nach einer anderen Un-



Lade der Oberehnheimer Schreinerzunft aus dem Jahre 1775

terkunft um, der Schneider kehrte in der Schneiderherberge und sein Fahrtgenosse, der Schreiner, wandte sich der Schreinerherberge zu. In der Herberge waltete der Herbergsvater, unterstützt von seiner Gattin, der zungengewandten Herbergsmutter. In der Herberge fand der Geselle um bescheidenen Preis, manchmal sogar ohne Geld alles, was ihm zu seines Leibes Sorge nötig war. Hier konnte er auch Arbeit finden.

(Schluss folgt.)

Patenbitte zur Konfirmation

Ich komme zu Euch in dieser Stund,
Um Euch aus meines Herzens Grund
Für Eure Treu zu danken ;
Dass Ihr mich als ein Kind geacht,
Zur heiligen Taufe hingebracht,
Dass ich ein Christ bin worden.
Jetzt lad ich Euch auf Sonntag ein,
Dass Ihr auch mögt zugegen sein,
Wenn wir den Bund erneuern.
Seid Ihr nun Göttel und Pfterer mein,
So wird's Euch nicht beschwerlich sein,
Auf Sonntag zu erscheinen
Um neun Uhr bei dem Unterricht,
Den der Herr Pfarrer selbst verricht

Mit uns als mit den Seinen,
Die er nun auserkoren hat,
Um sie mit Werken, Wort und Tat
Mit Gott selbst zu vereinen.
Auch werden wir den Unterricht
Vor unsers Gottes Angesicht
Und Jesum frei bekennen.
Auch was ich Euch zu leid getan
Von meiner ersten Kindheit an,
Das wollt Ihr mir verzeihen !
Der Herr vergelte Eure Treu
Und ewige Freude Euch verleih'
Dort oben um meinewillen.
Amen !

Aus Weitersweiler, vor 1870 gebräuchlich.

Die Siercker Dreiländerecke

Während alljährlich im Sommer Hunderte von Touristen unsere Dreiländerecke besuchen, ist die Zahl derer, die im Winter ihre Schritte hierher lenken, nur gering. Und doch hat diese Gegend auch in der kalten Jahreszeit ihren fesselnden Reiz.

Morgenstille herrscht auf der Plattform der alten Burg, und die Wintersonne spielt glitzernd um die wettergraue Brüstung der Festungsmauern. Von dieser hohen Warte aus schweift der Blick in azurblaue Weiten und umfasst die ganze, herrliche Landschaft. Silbernen schlängelt sich die eistreibende Mosel durch das malerische Tal. Schroffe, schneebedeckte Höhen treten bis an's Ufer heran und bieten mit den roten und gelben Steinbrüchen der umliegenden Berge ein farbenfrohes Schauspiel. Auch der sonst düstere, tannenbewachsene Altenberg erglänzt heute im Rauhreifzauber des lichten Januarmorgens.

In der Ferne, an einem Hügelrücken angeschmiegt, schimmert hell die weisse Häusergruppe der Apacher Beamtenkolonie, und oberhalb dieses letzten französischen Dorfes gewahren wir die Zollgebäude der deutschen Station Perl. Auf dem jenseitigen Ufer liegt das luxemburgische Winzerdorf Schengen, und eine weit sichtbare, imposante Brücke verbindet das grossherzogliche Ländchen mit dem deutschen Staate.

Nun wendet sich unser Auge der näheren Umgebung zu; es senkt sich auf die mittelalterlichen Gassen und Gässchen der alten Festungsstadt. Dort pulst auch heute noch emsiges Leben und bildet einen seltsamen Kontrast mit der Stille der Ruinenwelt, die uns hier oben umgibt. Einst stand an dieser Stelle die prachtvolle Residenz der Herzöge von Lothringen, und die hohen Türme des Schlosses beherrschten nicht nur den Lauf des wichtigen Flusses, sondern auch die Grenzen von Trier und Luxemburg.

Die verlockende Lage und noch mehr die strategische Bedeutung des Platzes machten Sierck öfters im Laufe der Jahrhunderte zum Schauplatze blutiger Kämpfe. Während des

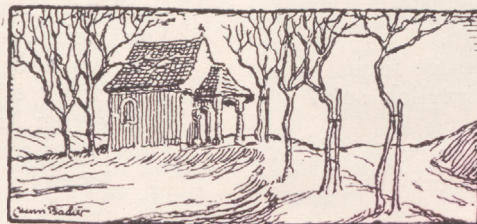
Dreissigjährigen Krieges wurde die Stadt in furchtbarer Weise heimgesucht und von den Schweden fast gänzlich zerstört. Acht Tage lang belagerte Ludwig XIII. das Schloss, bevor er es nahm, und kaum ein Dezenium später lag der Herzog von Enghien feindlich vor den Toren, bis endlich im Jahre 1661 Frankreich den dauernden Besitz gewann. Es war der lothringische Herzog Karl IV., der im Friedensvertrage von Vincennes die Stadt Sierck nebst dreissig umliegenden Dörfern dem mächtigen «Sonnenkönige» übergab.

Mit dem Abzuge des edlen, lothringischen Geschlechtes war es mit der Blütezeit des Schlosses vorbei. Die Festung wurde in den folgenden Jahrzehnten noch öfters zerstört und wieder aufgebaut, bis sie vor den Waffen der Neuzeit jede Bedeutung verlor. Ihre gewaltigen Ueberreste haben heute nur mehr einen malerischen Wert. Wo einst glanzvolles Hofleben blühte, Ritterspiele und Fanfarenklänge ertönten, weht uns heute Grabesstille entgegen. Efeu schlingt sich um das verwitterte Gestein, und sinnend gedenken wir der Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Schönheit. . . Doch plötzlich werden wir aus dieser Träumerei herausgerissen: ein Glockensignal ertönt in unmittelbarer Nähe und ruft uns gebieterisch in die Gegenwart zurück. Es ist die Klosterglocke des dicht unter uns gelegenen Maristenkollegs, welche die Zöglinge zur Erholungsstunde einladet. Schon erschallen die freudigen Rufe frischer Knabenstimmen. Im grossen Klosterhofe tummelt sich ein lustiges Völkchen, das dort im Schatten der ehrwürdigen Herzogsburg frohe, sorglose Jugendtage verlebt.

Bevor wir den idyllischen Ort verlassen, gleitet unser Blick noch einmal über die sonnenbeglänzte Winterlandschaft der Dreiländerecke, die heute so friedlich, so traumselig zu unsern Füssen liegt, und mit dem Dichter sprechen wir den Wunsch aus:

Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben.

J. D.





Gesamtansicht



SIERCK

Am Montenacher Bach

Hommes à feu - Feux-follets

Du côté méridional de Lièpvre entre les vallons de Hoimbach et de Creusepré s'élève, en formant courbe, une colline boisée qui avance ses roches noircies par le temps comme des cornes vers les prés à bord du canal. Vues de côté, ces roches granitiques montrent le profil de deux personnages barbus couchés sur le flanc et qu'on appelle vulgairement les grands pères. Cette colline est la Raincorne, éperon rocheux, partiellement cultivé et servant de solide contrefort au Taennchel qui dresse fièrement sa haute et longue silhouette au fond du vallon de Frarupt.

Dissimulée dans une petite forêt d'accacias, à côté d'un pli de la colline, on remarque encore aujourd'hui les derniers restes de la «Fontaine St. Alexandre» autrefois en grand honneur et bien délaissée de nos jours. La nature, toujours généreuse, pare de ses fleurs et de sa fraîche verdure la voûte encore visible de l'ancienne chambre d'eau en partie comblée de gravier. Le précieux liquide, jadis tant recommandé et désiré par les malades, se perd maintenant dans les prés et les jardins du voisinage, car le conduit est rompu et le bassin a disparu.

D'après le dire des anciens, ce canton dit : «Devant la Fontaine St. Alexandre», était toujours un lieu hanté par les hommes à feu desquels on racontait des choses à faire peur. La croyance populaire suppose en eux des âmes tourmentées, des revenants qui cherchent à être délivrés des peines causées par leurs forfaits. On les prend aussi pour les âmes des enfants morts sans baptême, pour des personnes mortes par accident ou tuées par des malfaiteurs. D'autres pensent à ceux qui ont déplacé les bornes dans les champs pour usurper un lambeau de terre, à des tricheurs dans le commerce etc. Sous l'effet de la peur, ils s'imaginent même voir des squelettes en feu. A leur aspect on se signait pour se sauver alors au grand galop. Certaines personnes vous racontent d'avoir été suivies par l'homme à feu jusqu'à la gouttière de la maison. Mais quand elles allaient à sa rencontre, ce personnage mystérieux se sauvait lui-même.

Ces apparitions lumineuses, qu'on désigne sous le nom de feux-follets, varient selon la grandeur, la forme, l'intensité.

Il vous semble quelquefois voir une lanterne allumée sur un pré, ou bien c'est quelque chose comme une boule en feu roulant sur le sol. Souvent le feu a la forme d'une gerbe enflammée, semblable à une personne qui est debout. Le feu

se présente aussi comme disque plat de faible lueur d'abord, mais se dressant en un elin d'œil, augmente d'intensité et grimpe à la cime des arbres.

«Le feu-follet, dit Larousse, est une flamme légère et fugitive, produite par les émanations de phosphore hydrogène spontanément inflammable qui se dégage des endroits marécageux et des lieux, tels que les cimetières, où des matières animales se décomposent.»

On en a observé au Bois-l'Abbesse, au canton de la Brode, à la Goutte de Brand, là, où le ruisseau, descendant de la Vancelle, sort du bois et se déverse dans les prés. D'après le dire d'une paysanne on remarquait en cet endroit des feux qui grimpaient autour des arbres et donnaient de loin l'illusion de sorcières échevelées.

Ces feux-follets sont ordinairement visibles lorsque le temps veut changer, soit à l'approche de la pluie ou d'un orage. Ils semblent sortir de terre, stationnent un instant sur place, puis disparaissent aussi vite qu'ils sont venus pour se montrer plus loin. Avec la rapidité du vent on en a vu descendre du Raincorne vers le pont de la Lièpvrette, stationner un instant pour remonter la colline et se perdre dans les arbres de la forêt. Ce sont surtout les chasseurs de grenouilles, qui sortent par des nuits douces, qui voient de ces hommes à feu, ou ceux qui vont irriguer leurs prés nuitamment.

«J'étais encore jeune homme, me racontait le père X., et locataire d'une chambre qui donnait du côté du Châlmont. Un soir, en rentrant pour me coucher, je vis du côté de la croix sur le chemin de la Vancelle des feux qui se déplaçaient rapidement. Ah ! voilà les terribles hommes à feu, me dis-je. Vite je ferme ma porte et je pars pour observer cet étrange phénomène de près. Comme j'arrivai au-delà des habitations de la Cité vers la dernière maison, je vis un feu près de la croix située un peu plus haut. Mettant toute peur de côté, je courus vite vers l'endroit indiqué. Arrivé là, plus de feu. Je me retourne, le voici plus bas. Je lui fais la chasse pour l'attraper, vain effort, le feu avait changé de place et de direction et se montrait même au sommet du coteau. Je renouvelle la course, nouvelle déception. Fatigué à la fin de cette chasse aux hommes à feu et découragé par le peu de succès, je regagnai tout confus mon domicile, pestant contre les feux-follets insaisissables et moqueurs.»

V. Kuentzmann

Erinnerungen aus dem Leben eines Rossbuben

Von F. Baldensperger, Sundhausen

Christian war der älteste Sohn einer armen Tagelöhnerfamilie in einem grösseren Rieddorfe, bei der jahraus jahrein Schmalhans Küchenmeister war. Auf ihrem Tisch gehörten Fleisch und Wein zu den Seltenheiten, die Fasttage aber traten viel zahlreicher ein, als sie im Kalender verzeichnet standen. Einmal in der Woche holte die Mutter beim Metzger etwas fetten Speck, um damit das Gemüse zu schmelzen. Im grossen ganzen war die Kost sehr mager, Suppen, Quillkartoffeln, dicke Milch und Bibeleskäs bildeten die Hauptnahrung, sodass die ganze Familie an Unterernährung litt. Damals herrschte nämlich noch die berühmte Suppenzeit, wo man täglich auf dem Lande andere Suppen kochte, weil man den Kaffee noch nicht kannte und mit mageren Suppen vorlieb nahm. Es ist daher leicht begreiflich, dass Christian, nachdem er aus der Schule entlassen war, sich sobald wie möglich eine passende Stelle suchen musste, um den heimischen Tisch etwas zu entlasten.

Christian verdingte sich als Rossbube bei einem reichen Bauern desselben Dorfes, wo er mit noch einem Kleinknecht 4 Pferde besorgen und beim Pflügen den Rosselenker spielen musste, wie es damals auf dem Lande bei den Bauern üblich war. Als Rossbube hatte er auch allabendlich nach getaner Arbeit die Pferde auf die Weide zu bringen und des andern Morgens in aller Herrgottsfrühe wieder abzuholen. Das Rosselenken beim Pflügen war für die Rossbuben anfangs eine sehr schwere Aufgabe. Ein Rosselenker war aber unbedingt erforderlich, denn die alten, primitiven Holzpflüge gingen sehr schwer, sodass 3—4 Pferde nötig waren, um solch einen Pflug zu ziehen. Das Pflughalten an sich war schon eine anstrengende, beschwerliche Arbeit; dem Pflughalter war es rein unmöglich, gleichzeitig auch noch die Pferde zu lenken, zumal ein Viergespann. Das Wenden oder Kehren an den Enden eines Grundstückes mit so einem Drei- oder Viergespann war ein förmliche Kunst, die nicht jeder erlernte. Gar mancher Rossbube wusste ein Lied zu singen von dieser Wendekunst, namentlich wenn ihm der erzürnte Meister den Hosenboden spannte, wenn das leidige Wenden nicht klappen wollte. Das Wenden beim Pflügen war in der Tat keine Kleinigkeit in Anbetracht der Kleinparzellierung unserer Felder. Man sollte und wollte Flurschaden vermeiden, daher durften die Vorderpferde nicht zu weit auf das anstossende Feld vordringen. Mit den Vorderpferden musste deshalb bereits gewendet

werden, während die Hinterpferde noch einige Schritte geradeaus machen mussten. Die ganze Kunst oder Fertigkeit dieses Wendens bestand darin, dass ein tüchtiger Rosselenker beim Wenden zu vermeiden suchte, dass die Hinterpferde den Vorderpferden nicht in das Geschirr traten und sich in demselben verwickelten. Es war dies immer ein Ereignis, das den Pflughalter meistens in grosse Erregung brachte und für den ungeschickten Rossbuben nicht selten Hiebe absetzte, da jedesmal das Geschirr wieder in Ordnung gebracht werden musste, wodurch geraume Zeit verloren ging. Ich kann dies alles auf Grund eigener Erfahrung mit gutem Gewissen bestätigen.

Doch diese Rossbubenschläge sind längst vergessen, und unsere Jungens können sich freuen, dass sie diese Pflugwendekunst nicht mehr zu erlernen brauchen. Denn mit den neuen Patentpflügen kann bequem mit einem oder zwei Pferden gepflügt werden. Aber für die alten Rossbuben, die später bei der Artillerie dienten, war das Wenden der Geschütze mit 6 Pferden ein leichtes, weil sie diese Fertigkeit beim Pflugwenden mit 4 Pferden schon als Rossbuben auf dem Acker erlernt hatten. Christian hatte den Kniff dieses Wendens bald heraus zur grossen Zufriedenheit seines energischen Meisters, der in jeder Beziehung ein mustergültiger Landwirt war. Er erkannte die Leistungen seiner Dienstboten gebührend an und lohnte sie mit entsprechendem Lob, aber er tadelte auch ebenso scharf, wenn ihm etwas nicht gefiel. Es war noch zur Zeit des alten Weidganges, als Christian bei dem Bauern als Rossbube in den Dienst trat. So musste auch er wie noch viele andere Rossbuben zur Sommerzeit des Abends mit den Pferden auf die Weide reiten und sie des andern Morgens in aller Frühe wieder abholen, da man bei gutem Wetter schon mit Tagesanbruch zu Acker fuhr. Um 3 Uhr morgens war in der Regel Abmarsch nach der Weide, dem ein allgemeines Peitschensignal zum «Sammeln» vorausging. Kein Wunder, dass der beherzte Christian bei dieser Gelegenheit reiten lernte wie ein Kosake; bald konnte keiner seiner Kameraden mehr dem Christian seine Reiterstückchen nachmachen. Darum erhielt er auch den Ehrennamen der «Feuerreiter», worauf er nicht wenig stolz war.

Sein Meister fand immer mehr Gefallen an dem muntern, verwegenen Jungen, aus dem, wie er meinte, sicher noch etwas Rechtes werden würde. Aber auch die Meisterin hatte den ange-



A. Dubois

Dangoelheim

nehmen Jungen sehr gerne, da er ihr manchen Gefallen erwies und stets zuvorkommend war. Gar manchen Sirupfladen steckte sie ihm hinterwärts zu, damit er rote Backen bekommen sollte. Mit grosser Liebe hing Christian an seinen Pferden. Er hielt sie sehr rein, pflegte sie wohl, streichelte sie ständig und schmeichelte ihnen, wo immer er ihnen begegnete. Die Tiere waren aber auch sehr zutraulich zu ihm und gehorchten ihm weit besser als dem Grossknecht, einem ältern, mürrischen Kerl, der in einemfort fluchte und schimpfte und den Christian wegen seines gutmütigen, offenen Charakters nicht leiden mochte. Manche Ohrfeige musste Christian von diesem Griesgram einstecken, ohne sie verdient zu haben. Doch einmal erhielt dieser alte Grobian einen tüchtigen Verweis vom Meister, der zufällig dazu kam, als Christian unverdienterweise gezüchtigt wurde. Ein zweites Mal dürfe so etwas nicht mehr vorkommen auf seinem Hofe, meinte der erzürnte Meister, einen zweiten Meister gebe es hier nicht. Von dieser Zeit ab hatte Christian etwas mehr Ruhe vor dem alten «Holzäpfelnickel», wie er spöttelnd den mürrischen

Grossknecht nannte. Aber er gehorchte ihm trotzdem in allen Stücken, weil er sein direkter Vorgesetzter war. Diese Rossbuben hatten von den Grossknechten manches auszustehen, nicht selten wurden sie von ihnen geschlagen oder auf andere Art und Weise gequält. Sie mussten sich gar vieles gefallen lassen und sich an manches gewöhnen, bis sie Kleinknechte wurden. Bei den Gross- und Kleinknechten hiess es nämlich: «Die Rossbuben müssen weidlich verprügelt werden, wenn sie tüchtige Knechte werden sollen!» Diese Erziehungsmethode mag uns Heutigen etwas roh und vorsintflutlich erscheinen, aber sie bekam den derben Bauernfellen ganz gut, solange kein edler Körperteil verletzt wurde. Jede Zeit hat eben die Methode, die sie braucht und verdient.

Christian gefiel es in seiner Stellung recht gut. Am meisten freute er sich auf die Stunden, die er mit einigen Kameraden des Nachts als Weidewache verbringen durfte. Da ging es immer lustig zu, und das bekannte Lied «Ein freies Leben führen wir!» wurde von den Weidbuben des Nachts unter Gottes freiem Himmel mit Vor-

liebe gesungen, wozu der Vollmond oft mit seinem ganzen Gesichte lachte, da ihm ja die Weidbubenstreiche zur Genüge bekannt waren. Diese Weidewache hatte weiter nichts zu tun als aufzupassen, dass sich die Pferde nicht verliefen. Den sogenannten «Durchbrennern», die sich nach dem Stalle sehnten, wurden die Füsse gebunden, so dass sie nur kleine Schritte machen, sich aber weder in Trab noch in Galopp setzen konnten. Ab und zu wurde die Runde um die weidenden Pferde herum gemacht und mit der Peitsche geknallt, damit die Tiere merken sollten, dass sie bewacht wurden. Aeltere Pferde verhielten sich meistens ruhig, nur bei Gewittern zeigten alle eine gewisse Unruhe und Aengstlichkeit, und die Herde musste ziemlich nahe zusammengetrieben und gut überwacht werden.

Die Pferde waren das Weideleben bald gewohnt, sie lernten Wind und Wetter vertragen, wurden widerstandsfähig und hart, aber auch langhaarig und struppig. Derweil die Pferde ruhig weideten, wurden von den Weidbuben am Wachfeuer Kartoffeln und Speck gebraten und mit bestem Appetit verzehrt. Dazu mundeten gestohlene Rettiche gar herrlich. Die Schnapsbuddel kreiste, und es wurde allerhand Schabernack getrieben, bis des Morgens früh die Rossbuben sich einfanden, um die Pferde zum Einspannen abzuholen. Dann ging es in gestrecktem Galopp dem Dorfe zu, ohne Sattel, ohne Zaumzeug! Wie die Teufel ritten die Rossbuben. Wenn sie ins Dorf hineindonnerten, fuhren auch die Langschläfer aus den Federbetten und bereiteten sich zur Arbeit. O lustige Weidbubenherrlichkeit, wohin bist du geschwunden! Nie kehrst

du wieder, gold'ne Zeit, so frei, so ungebunden!

Christian war während seiner Dienstjahre ein recht kräftiger Bursche und ein hübscher, anständiger Mensch geworden. Er hielt sich in seinem Dienstverhältnis sehr gut, war treu und zuverlässig und unterstützte seine Eltern nach besten Kräften mit seinem Lohn. Er war bereits Grossknecht und ein tüchtiger Landwirt geworden, der allen ländlichen Arbeiten auf das beste vorstehen konnte zur vollen Zufriedenheit seiner Meistersleute, die ihn wegen seiner Tüchtigkeit sehr schätzten. Soldat brauchte er nicht zu werden, da ihm an der linken Hand der Zeigefinger fehlte. Er war ihm von einem böartigen Pferde schon während der Rossbubenzeit abgebissen worden. Die Meistersleute, die nur zwei Töchter hatten, liebten den getreuen Knecht wie ihren eigenen Sohn; schon längst hatten sie ihn durchschaut und seinen guten Charakter und seine Fähigkeiten erkannt. Aber auch von der ältesten Tochter des Hauses wurde Christian innig geliebt, und als Marie den Eltern eines Tages offen gestand, dass sie nie einen andern als ihren Christian heiraten werde, erhielt sie zwar nicht sofort eine entscheidende Antwort, aber nach reiflicher Ueberlegung gaben sie nach kurzer Zeit ihre Einwilligung zur Heirat. Sie hatten es nie zu bereuen, dass Christian, ihr einstiger Rossbube, ihr Schwiegersohn wurde und später den Hof übernahm. Und der alte Holzäpfelnickel war nicht wenig erstaunt, als in späteren Jahren Christian, der Rossbube, den er so oft gehrfeigt hatte, zum Bürgermeister seines Dorfes gewählt wurde.

Lob des Elsass

Es hat GOTT der Allmächtige auss grundloser Gnade, Güte vnd Barmhertzigkeit dieses vnser Ober- vnd Vntere Elsass, welches wol kan ein Edler vnnd vor vielen andern Ländern ein rechter gebenedeyter Sitz genennet werden, nicht allein mit bequemer sehr guten situation vnd gelegenheit, gesundtem Luftt, fruchtbaren Bergen vnd Thälern, geschlachten Aeckern, schönen Wein-Hüglin- vnd Boden-Räben, sehr lustigen vnd dem lieben Vieh vber die massen nutzlichen vnd nothwendigen Wisen, Auwen vnd Matten, vielerley herrlichen Obstgärten, grossen weiten Wäldern vnnd Försten, darinn die mänge an Holtz, Wellen, Vögeln, so wol hohem vnd nidrem Wiltpret zu finden, Fisch- vnd Schiffreichen

Wassern, vielen Stätten, Stättlin, Martkten, Flecken vnd Dörffern, sondern auch mit warmen vnnd kalten Bädern, Süssen-Saltz vnd Saurbrunnen, auch mit vnterschiedlichen mineralischen vnd metallischen corporibus als Goldt, Silber, Kupffer, Eisen, Bley, Schwefel, Saltz, Salpeter, Alaun vnd Vitriol aller gnädigst begabt: zu geschweigen der jenigen commoditäten, so mann bey benachbarten Orten als Lottringen, Würtemberg, Breissgaw, Marggraffschafft Baden, Burgund vnd der Schweitz haben kan.

Aus Melchior Sebiz «Missbräuche in dem Gebrauch der Saurbrunnen», Strassburg 1655, Eingang.

ap.

Das Leichentuch

Von Madeleine Meyer

Die kleine Maria war ein ganzes Jahr alt. Eben war sie aufgewacht und versetzte dem Deckbett mit den strammen Füsschen zwei Tritte, dass es auf den Boden flog. Ich trat hinzu und hob das Kind aus dem Bett, nahm die bereitgelegten Kleidchen und trug alles auf das breite Fenstersims. Auf diesem Platz liess sich Klein-Maria am liebsten aus- und ankleiden.

Durch die Scheiben war gar vielerlei zu sehen. Vor der Wirtschaft dem Schulhaus gegenüber stand ein Brunnen, an dem zu jeder Tageszeit Leute waren, die Wasser holten. Das Schild «Die silberne Glocke» blinkte in der Sonne, und so oft es der Wind hin und her bewegte, machte die Kleine mit den Händchen die Bewegung nach und sagte: «Bim, bam». Der Wirt führte seine beiden Kühe heraus und spannte sie vor den Wagen, der an der Seite der Strasse stand. Ein grosser Teil des Dorflebens wickelte sich vor den Häusern ab. Man konnte durch die Gasse hinaussehen in die blauende Ferne, wo aus der Bergkette der Vogesen sich der mächtige Kegel des Donon erhob. Dennoch wurde die Kleine heute recht ungeduldig. Sie wusste, dass ich zu dieser Stunde immer mit ihr hinausging, und konnte den Augenblick kaum erwarten.

Der goldene Sonnenschein lag auf der Strasse und den Dächern; sogar im Fenster, wo das Kind sass, flutete er durch die Scheiben, heiss und blendend. Die Tür des Nebenzimmers stand offen, so dass man hinaussehen konnte, wo hinter den Häusern die hohen Kirschbäume im Blüten-schnee standen und hinauslockten in die goldige Frühlingswelt. Ich öffnete das Fenster und sah hinunter auf die Strasse. Nahe am Hause hielt der Wagen des kleinen David. Das war der Handelsmann, der jede Woche einmal ins Dorf kam und die Frauen mit Leinwand, Baumwollstoff, Kattun und Molton versorgte. David war so klein, dass er sich auf die Zehenspitzen stellen musste, um seinem alten, struppigen Pferde die Riemen abzunehmen und es auszuspannen. Auf dem Wagen lagen die Stoffrollen, mit einem langen, grauen Tuch bedeckt.

Als ich genauer hinsah, bemerkte ich unsere alte Nachbarin, die in den Warenballen wühlte. Ihre zwei grauen Zöpfe hingen unordentlich über den Rücken; und der Kamm, der sie halten sollte, steckte mit zwei Zähnen im wirren Haar, worüber ich sehr verwundert war, denn die Holderbäsel, wie sie allgemein genannt wurde, war sonst immer ordentlich und sauber. Als sie vom Wagen herabkletterte, konnte ich in ihr Gesicht sehen,

und ich erschrak sehr, denn sie wischte die offenbar vom Weinen geröteten Augen. Ein bittender Blick traf mich, worauf ich das Kind auf den Arm nahm und die Treppe hinunter eilte. Als wir aus der Haustür traten, trug uns ein lauer Wind einen Strom Blütenduft und Frühlingsluft entgegen, die Kleine krächte hell vor Wonne.

David war wieder an den Wagen getreten. Die Frau hielt einen grossen Ballen Leinwand in der Hand und wollte ihm offenbar davon abkaufen. Gewöhnlich feilschte und handelte sie lange, bis sie handelseinig waren. Heute aber machte sie nicht viel Worte und liess sich vier Meter von dem Stoff abschneiden. Dann trocknete sie auf's neue die Tränen und kam auf mich zu. Ich ging ihr entgegen und fragte: «Was habt ihr, Bäsel, seid Ihr krank, oder fehlt Euch sonst etwas?» Bäsel ist im Krummen Elsass die Höflichkeitsform, mit der man ältere Frauenspersonen anredet.

«Mir fehlt nichts, aber mein Mann hat seit gestern die Lungenentzündung. Der Doktor aus Lützelstein war eben da und sagte, er würde nicht mehr lange leben. Ich sehe es ihm auch an, dass es mit ihm zu Ende geht, darum habe ich den Stoff zu einem Leichentuch gekauft.» Vor Schluchzen und Weinen konnte sie nicht weiter sprechen.

Darauf nahm ich sie mit ins Haus und redete ihr tröstend zu, sie solle nicht alle Hoffnung aufgeben, es sei schon mancher dem Tode nahe gewesen und wieder gesund geworden, man dürfe an keinem Kranken verzweifeln, so lange er noch atmet. Sie schien aber gar nicht auf meine Rede zu hören und fuhr ein wenig gefasster als vorhin fort: «Seid so gut und näht das Leichentuch; macht es aber schön, säumt es und stickt oben darein seinen Namen: Johannes Nikolaus Holderbusch. Den ganzen Namen tut ihm hinein sticken mit grossen Buchstaben. Geht es nicht in eine Zeile, so macht zwei. Ich will es nicht umsonst, gewiss nicht. Ich putze und wasche Euch so lange, bis ich es abverdient habe.»

Ich erwiderte: «Gern werde ich Euer Wunsch erfüllen, ohne einen Gegendienst zu verlangen. Den ganzen Namen einsticken, ist jedoch eine zu langwierige Arbeit, und wenn Euer Mann so krank ist, wie Ihr sagt, würde ich am Ende gar nicht frühzeitig genug damit fertig werden. Ich stickte oben ein grosses J. N. H. hinein, und Ihr werdet sehen, dass es so ganz schön wird.» Da war sie zufrieden und sagte: «Ich wusste schon, dass Ihr mir helfen würdet. Die Näherin darf es



Phot. G. Meyer

Fröschweiler

nicht machen. Ihre Familie hat früher Böses und Schlechtes von meinem Manne gesagt. Mit jedem Stich nähten sie ihm einen bösen Wunsch hinein. Was man aber einem Sterbenden wünscht, geht an den Hinterbliebenen in Erfüllung.»

«Denkt jetzt nicht an das Böse», sagte ich begütigend, «hört nicht auf die Einflüsterungen, deren Wurzel der Aberglaube ist. Habt Ihr schon etwas Warmes gegessen heute?» «Warmes nicht. Wer denkt ans Kochen, wenn eines im Hause so krank liegt! Sauermilch habe ich getrunken.» Ich nahm sie mit in die Küche und reichte ihr warmen Kaffee. Ihre Tränen tropften unaufhaltsam auf das Brot und in die Schüssel. «Näht das Leichentuch bald!» sagte sie beim Hinausgehen. «Habt Ihr sonst kein Tuch mehr, das Ihr ihm mitgeben könntet, wenn er plötzlich sterben sollte», fragte ich nun. Bäsel gab zur Antwort: «Doch, zwei wergene, zwei häfnene und zwei geflickte. Sie genügen für mich, doch mein Mann muss ein neues mit ins Grab nehmen.»

Ich setzte das Kind in das Stühlchen und begann den Stoff zu zerschneiden und zusammenzuheften. Die Kleine aber, die um ihren Spaziergang gekommen war, zeigte sich sehr ungeduldig, warf alle Spielsachen fort, strampelte, schrie und rüttelte an ihrem Stuhl, dass er umzufallen drohte. Da nahm ich das Kind, das Nähzeug und eine Decke, und wir setzten uns auf eine Wiese hinter das Haus unter den blühenden Kirschbaum. Hier gefiel es dem Mägdelein besser als im engen Zimmer. Unser Dorf Buchhardt lag auf dem Höhenzug hinter den Bergen, wo sich die

Wasser scheiden, wo die Bächlein fließen nach Osten in den Rhein, nach Westen in die Saar. Diesen Blick hatten wir vor uns, den Blick über das weite, lothringische Hügelland, das im Maienflor lag. So oft der Wind durch die Bäume strich, fiel ein Blütenregen auf uns nieder. Die Kleine jauchzte vor Lust. Sie haschte nach den weissen Blättchen, die in unsern Haaren und Kleidern hingen und auf dem Teppich lagen und steckte sie in den Mund, zu versuchen, ob man sie essen könnte.

Langsam reihte ich Stich an Stich, der Stoff war hart und mit Stärke so gesteiht, dass die Nadel nur mit Mühe durchdrang. Meine Gedanken weilten bei dem kranken Nachbar, dass ich nicht merkte, wie die Kleine auf eigene Faust einen Ausflug unternahm. Sachte war sie vom Teppich geglitten und rutschte flink die Wiese hinunter, laufen konnte sie noch nicht. Ich holte sie zurück und setzte sie neben mich. Aus der Schule tönte mehrstimmiger Kindergesang.

Der Abend verging, die Frühlingsnacht breitete ihre Fittiche über das Bergdorf auf der Hochfläche der Wasserscheide, der Mond stand über dem Walde. In unserm Zimmer brannte die Lampe, ich hatte das Leichentuch noch nicht fertig genäht. Mit roten Kreuzstichen begann ich die Anfangsbuchstaben J. N. H. hinein zu sticken. Auch im kleinen Nachbarhaus brannte ein trübes Licht. Vorhänge waren nie an den Fenstern gewesen, so konnte man ungehindert in die Stube sehen; das niedere Fenster war ein wenig geöffnet. Die Bäsel sass neben ihrer Tochter und

dem Schwiegersohn am Tisch. Sie redeten miteinander und sahen oft nach dem Bett hin, worin der kranke Vater lag. Als ich die Arbeit beendet hatte, schaute ich hinaus in die stille Gasse. «Wie wird es drüben gehen», sagte ich, «was für eine Nacht wird der Kranke haben, und wird er morgen noch leben?» Mein Mann antwortete: «Es ist schon spät, wir wollen Feierabend machen. Gott lass uns ruhig schlafen und unsern kranken Nachbar auch!»

Am andern Morgen sah ich die Bäsel am Brunnen Wasser holen. Als ich nach dem Kranken fragte, schüttelte sie den Kopf und sagte kein Wort. Am Nachmittag, als das Kind schlief, nahm ich das fertige Leintuch und ging damit hinüber. Beim Oeffnen der Haustür stand ich gleich in der Küche. Die junge Frau wusch das Geschirr, auf dem Leimboden standen und rutschten fünf Kinder umher. Eines wühlte in der Asche, ein anderes streute Kartoffelschalen auf den Boden, die grösseren hatten Messer und schnitzten an Stöcken herum. Die Mutter wollte sich entschuldigen, dass sie noch nicht mit dem Aufräumen fertig wäre und bat mich hineinzugehen.

Die Holderbäsel sass auf der Truhe unten neben dem Bett. Der Bettvorhang war ganz zugezogen, so dass vom Kranken nichts zu sehen war. Ich gab ihr das Leintuch, sie stand auf, legte es in die Truhe, klappte den Deckel zu, und wir setzten uns darauf. Der Kranke schien zu schlafen, seine Frau erzählte mir leise: «Gelt, Ihr seid verwundert darüber, dass wir hier unten in der Stube des Tochtermannes schlafen. Doch es geht nicht anders. Unser kleines Stübchen droben, Ihr kennt es ja, ist so enge und finster, der Arzt ordnete an, dass der Kranke herunter in diese Stube sollte. Er wollte nicht und meinte: «Ich kann auch da oben sterben.» Auch den Pfarrer wollten sie für ihn holen. Er wollte es nicht haben, denn der Herr müsste ja seinetwegen weit aus dem Tale über den Berg herauf steigen.

«Und wo schlafen die Kinder jetzt?» fragte ich nun die Bäsel. «O, die Tochter hilft sich schon. Seht, dort unter der Bettstelle stehen zwei Kisten, darin schlafen die Kleinsten, eins liegt auf der Bank, die andern neben dem Bett in meiner Stube auf dem Boden.» — «Und wo schläft Ihr?» — «Ich brauche kein Lager, solange der Mann krank ist», gab Bäsel zur Antwort.

Nun regte sich der Kranke, die Bäsel reichte ihm die Medizin. Ich trat auch ans Bett und fragte nach seinem Befinden und ob ich ihm etwas vorlesen sollte.

«Ja, aber etwas, das für mich passt», erwiderte er. Ich dachte: «Was für alle passt, wird auch für den Johannes Nikolaus Holderbusch passen», und las ihm das Lied vor:

Es ist noch eine Ruh vorhanden,
auf, müdes Herz, und werde licht!
Du seufzest hier in schweren Banden,
und deine Sonne scheint nicht.
Sieh auf das Lamm, das dich mit Freuden
dort wird vor seinem Stuhle weiden,
wirf hin die Last und eil herzu.
Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
so gehst du ein zu deiner Ruh.

Hierauf setzte ich mich auf die Bank, die um den Tisch lief. Nur das laute Ticken der Wanduhr war vernehmbar in der Stille. Die Uhr sah alt aus und hatte ein gemaltes Zifferblatt. Zwei dunkelrote Rosen und dazwischen eine blaue Kornblume standen oben darauf. In jeder Ecke war eine hellrote Kirsche mit grünem Laubwerk hingemalt. Der Kranke bemerkte, wie mit jedem Pendelschlag der grosse Zeiger ein Stück weiter wanderte. Ging es ihm zu schnell und bat er heimlich, wie einst der König Hiskias um Verlängerung seines Lebens? Oder rückte der Zeiger zu langsam, dass er mit Elias seufzen musste: «Es ist genug, nimm, Herr, meine Seele von mir!» Unablässig schaute der Sterbende nach der Uhr hin, als ob sie ihm sein Schicksal verkünden sollte. Laut und lärmend schlug sie jetzt drei Schläge. Da rannen zwei Tropfen aus seinen hohlen Augen über das eingefallene Gesicht hin. Er drehte es gegen die Wand. Die Frau dachte, er wolle schlafen und zog den Bettvorhang wieder zu.

Als ich nach Hause kam, fand ich die Kleine wach. Wir setzten uns wieder unter den blühenden Kirschbaum. Hatte ich auch heute kein Leinentuch zu nähen, so beschäftigten sich doch meine Gedanken unablässig mit dem Kranken. Nur hie und da wurde mein Sinnen abgelenkt durch den Blick in das weite Land, über dem sich weisses Gewölk türmte. In der Nacht brannte in dem Nachbarhause wieder die trübe Lampe. Am Morgen stand die Bäsel wieder am Brunnen. Sie kam herüber und meldete: «Er ist tot, es war zwölf Uhr, als er den letzten Atemzug getan.» Die Frau sah so müde und abgehärmt aus. Ich rief sie wieder in die Küche und schenkte ihr den Kaffee ein. Ihre Betrübniß war noch grösser als den Tag vorher. Sie entrollte vor meinen Augen die Mühsale ihres ärmlichen Ehelebens:

«Jetzt hat er sterben müssen, jetzt, wo es ein wenig besser ging nach den vielen bösen Jahren. Seit einem Jahre durfte er an der Bahn arbeiten, da hatte er einen guten Lohn, und wir bezahlten jeden Monat von den Schulden ab, die wir machen mussten, als das Häuschen gebaut wurde. Und wie armselig mussten wir anfangen, ich darf nicht zurückdenken. Nichts brachten wir mit in die Ehe als die zwei Kinder meiner verstorbenen



Phot. Christmann

Steinburg

Schwester, die niemand wollte. Wir haben sie mit den unsrigen gross gezogen, und sie merkten nicht, dass sie keine Eltern mehr hatten. Mein Mann erbt dann von seinen Eltern einen Taler, vier Groschen, zwei Sous und ein altes Messer. In den ersten Jahren hatten wir nur einen Blechlöffel und eine Gabel auf dem Tisch. Mein Mann arbeitete im Tagelohn oder im Wald, darum assen wir nie zusammen. Von dem ererbten Geld ersteigerte er die Wanduhr, eine eiserne Pfanne und einige alte Löffel und Gabeln. Morgens und abends gab es Suppe und am Mittag Kartoffeln und Sauermilch. Da wir die Milch kaufen mussten, entschlossen wir uns, eine Kuh zu halten. Im Spätjahr brachte sie der Handelsmann. Wir bauten einen Stall und mussten beim Glockenwirt hundert Mark leihen. Im Frühjahr, als die Kuh Milch geben sollte, holte sie der Händler wieder. Nach vier Jahren hatten wir die hundert Mark beisammen und brachten sie dem Wirt. Er gab uns eine Quittung, und da wir keinen Schrank und sonst nichts zum Aufbewahren hatten, steckte sie mein Mann oben auf die Uhr hinter das Zifferblatt. Später begehrte der Glockenwirt nocheinmal das Geld zurück. Mein Mann wusste nicht mehr, wohin das Papier gekommen war, da war die Not gross. Alles Jammern und Bitten half nichts. Da hatte ich einmal die Fenster offen stehen, just um die Zeit, als die Kirschen blühten. Der Zugwind strich durch die Stube und trieb die vermisste Quittung aus ihrem Versteck herunter. Wie froh sind wir damals ge-

wesen, dem Vater fiel alles wieder ein, und die Kinder betrachteten von da an die Uhr als ein Wunderding.

Dann starb die jüngste Tochter, schon vierzehn Jahre alt. Da war wieder neues Leid gekommen und neue Schulden dazu, denn das Mädchen lag ein ganzes Jahr krank. Ich konnte dem Verdienst nicht nachgehen, und der Doktor kam oft in unser Haus. Fünfundzwanzig Jahre gingen hin, lange Jahre, und wenn ich jetzt zurück denke, kommt es mir vor, als könnte es nicht sein, so kurz kommt mir die Zeit vor. Gut hat er's jetzt, der Mann, braucht sich auch nicht mehr um die Schulden zu plagen, das liegt nun alles auf mir. Wenn ich es nur fertig bringe und die 400 Mark, die wir im Laufe der Jahre hatten leihen müssen, zurückerstatten kann, denn Schulden sollen die Kinder keine erben von uns, gewiss nicht. Doch nun will ich gehen; wenn ich nicht daheim bin, geht es nicht gut. Vorhin wollte der Tochtermann den Bettvorhang abnehmen, wir haben dem Toten ein Lager auf der Bank bereitet. Da stiess er mit der Eisenstange an die Uhr, dass das Zifferblatt auf den Boden fiel. Gut, dass das mein Mann nicht mehr erlebt hat.» Damit erhob sich die Holderbäsel und ging fort.

Am Begräbnistag kamen ihre Verwandten von nah und fern. Die Bäsel zeigte ihnen tief betrübt, doch auch mit einem gewissen Stolz das neue Leichentuch, in dem ihr Mann im Sarge ruhte. Die drei roten Buchstaben waren deutlich

zu sehen. Es war nur schade, dass der so reich Beschenkte gar nichts mehr von so viel Liebe merken konnte.

Die Wanduhr lag im Hof auf dem Holzklotz und das Zifferblatt daneben. Da kam die Bäsel heraus und schärfte ihren Enkelknaben ein, dass sie die Uhr in Ruhe lassen sollten. Sie legte sie behutsam in einen alten Korb und das Zifferblatt darauf. Als sich die Buben aber unbeobachtet glaubten, hantierten sie an Grossvaters Uhr herum, denn sie wollten genau wissen, wie sie inwendig aussah.

Als der Sarg mit dem Toten durch das Dorf getragen wurde hinaus an den Berghang, wo der Friedhof lag, schien die Sonne so freundlich vom blauen Himmel, und die Vögel sangen in den blühenden Kirschzweigen ihre schönsten Lieder. Wieder wirbelten die weissen Blättchen vom Winde getrieben durch die Luft und fielen ins offene Grab. Das Bächlein rauschte im Tale, und das Echo des Grabliedes hallte vom nahen Walde wider.

Zu Hause angekommen, trug die Bäsel die Wanduhr hinauf in ihr kleines Stübchen und hing sie auf. Aber wie sie auch daran richtete und drehte, die Uhr ging nicht mehr. Da wurde sie betrübt. «Mein Mann hat die Uhr so lieb gehabt, noch kurz vor seinem Ende hat er sie lange betrachtet. Ich glaube, sein Tod ist auch ihr Ende.» Die drei Buben wussten es besser, sagten aber nichts.

Die Bäsel wusch und schaffte jetzt noch mehr als vorher, denn die Schulden drückten sie hart. Obschon sie das Nähen des Leichentuches nicht abverdienen durfte, hat sie mir noch viele unbezahlbare Dienste geleistet. Sie konnte nicht bloss waschen und putzen, sie konnte auch mit Kindern umgehen, vor keiner Arbeit scheute sie zurück. Einige Jahre nachher wurde mein Mann in die Nähe von Strassburg versetzt. Da war die Bäsel sehr traurig und sagte: «Man wird mich wohl in einem alten Leichentuch begraben müssen, denn wer soll mir ein neues nähen, wenn Ihr nicht mehr da seid?»

Später schickten wir ihr das Reisegeld, dass

sie uns besuchen konnte. Da freute sie sich nicht wenig und machte ihre erste Reise ins Unterelsass. Sie erzählte, dass sie ihr Leichentuch, das sie mit ins Grab nehmen wollte, selber genäht habe. Es sei nicht so schön wie das ihres Mannes. Der Stoff sei billiger, das Garn dicker, und die Stiche seien grösser geworden. Auch fehlte noch ihr Name; doch sie hoffte, das ihre Enkelin, die 12 Jahre alt war, in der Handarbeitsstunde bald so viel lernen würde, dass sie den ganzen Namen der Grossmutter darein sticken könnte. Sie hiess Christina Holderbusch, geborene Heidenacker.

Das Leichentuch blieb noch Jahre hindurch in der Truhe liegen, denn die Bäsel musste noch vielen aushelfen. Auch machten ihr die Enkelkinder, aus denen im Laufe der Jahre neun geworden waren, viel zu schaffen. Als der Weltkrieg ausbrach, hatte sie ihre Schulden bezahlt. Die Ereignisse führten uns wieder mit ihr zusammen. Eine Reihe Männer aus ihrem Dorfe kam als Armierungsarbeiter in die Befestigungslinien vor Strassburg. Landwehrleute von hier standen auf der Höhe vor Buchhardt, wo im Tale unten der Ausgang des Eisenbahntunnels war, und schauten nach dem Feinde aus. Menschen, die das Schicksal getrennt hatte, andere, die einander nie kannten, führte so das grosse Ereignis zusammen. Da kamen wir auch wieder in das Dorf hinter den Bergen. Die Bäsel erlebte ihren letzten Schmerz, einer ihrer Enkelsöhne kam nicht wieder. Er liess sein Leben in den Reihen des Heeres, gegen das sein Grossvater 1870 als französischer Bürger gekämpft hatte. Da kam auch für die alte Frau die Zeit, wo sie aus dieser Welt des Jammers schied. Als ich ihren Tod erfuhr, dachte ich an die Worte des Dichters:

Und ich an meinem Abend wollte,
ich hätte diesem Weibe gleich
erfüllt, was ich erfüllen sollte
in meinen Grenzen und Bereich,
ich wollt', ich hätte so gewusst,
am Kelch des Lebens mich zu laben
und könnt' am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbehemde haben.

(Chamisso)

Aurikel

Maria ging im Schnee,
Da spross zu ihren Füßen
Ein Blümelein rot wie Blut,
Weich wie der Hindin Auge.
Das Kindelein sich bücket
Und will das Blümlein küssen.

Fällt eine Träne nieder
Von zarter Fraue Lider
Wohi auf das Blümelein.
Noch halb im Schnee, doch schon im Tau
Des Frühlings, allerschönste Frau,
Aurikel will dich grüssen.

Therese Münch.

||||| Ausschau |||||

Büchertisch

Bei uns im Elsass. Text und Zeichnungen von Carl Spindler. 148 mit Zierleisten und Schlussvignetten geschmückte Textseiten, 24 Bildtafeln in feinstem, z. T. zweifarbigen Kunstdruck und 2 Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck. Preis 50 Franken. Verlag «Alsatia», Colmar 1935.

Ein wertvolles Elsassbuch, wie es sich schöner und herzerfreuender kaum denken lässt. Land und Leute, Sitte und Brauchtum haben da in Carl Spindler einen vorzüglichen Interpreten gefunden. Aus Wort und Bild spricht allenthalben wesenhaft und klarsichtig die Seele des Elsass in ihrem ganzen Reichtum. Der Schriftsteller und Künstler Spindler verfügt über eine treffliche Darstellungsgabe, er vermag die erlebte und empfundene Wahrheit mit wahrer Empfindung vorzutragen. Wie das bisherige, von Früchten vieler Art beglückte Künstlerschaffen des Meisters von St. Leonhard deckt sich auch dies neue Buch in seiner warmen Ehrlichkeit und abgeklärten Schlichtheit mit der lautereren Persönlichkeit des Mannes selbst, dessen Menschlichkeit und Künstlertum für die verflochtenen Jahrzehnte elsässischen Lebens beispielhaft geworden sind. Als vor einigen Jahren Spindler in dem Buche «Ceux d'Alsace» zu den Bildern des Schweizer Künstlers Elzingre den Text beisteuerte, wunderte man sich männiglich, ging doch Spindler selbst der Ruf des berufensten Darstellers von Land und Leuten des Elsass voraus. Wesenarten empfangen stets ihr Bestes vom Mutterboden, drum hat auch das Werk «Ceux d'Alsace» in der vorliegenden Uebersetzung «Bei uns im Elsass», die Spindler nun selber ganz entzückend bebildert hat, so viel an innerem Wert gewonnen. Das ist nun ein Buch aus einem Guss, einheitlich abgestimmt in Wort und Bild, ganz aus einer unbeirrt selbständigen und unbeirrt elsässischen Seele heraus geschaffen, in allen Einzelheiten und Feinheiten erstaunlich durch die Kraft der seelischen Wiedergabe, durch und durch gewachsen und gereift aus einer bluthaften Verwurzelung und langjährigen Vertrautheit mit dem Leben dieser elsässischen Erde: Spindler'scher Eigenwuchs! In acht Kapiteln durchstreift der Leser von der Gegend des Odilienberges aus mit dem gemütlich plaudernden und niemals langweiligen Meister von St. Leonhard, der auch herzhaft lachen kann, das elsässische Land nach verschiedenen Richtungen; er wandelt da die erlebnisreichen Wege, die der Künstler selber im Laufe der Jahrzehnte bei unzähligen Entdeckungsfahrten immer wieder gegangen ist. Prächtig geschene Ausschnitte der Landschaft, Berge und Burgen, Dorf- und Kleinstadtbilder, Sitten und Bräuche, Volkstrachten, Volkskunst und Volkspoesie, wundervolle Stimmungsbilder aus dem elsässischen Volksleben, durchwürzt mit köstlichen Anekdoten und überhaucht von goldenem Humor, durchströmt von Sonne, Heimatluft und Erdwärme! Auch scheinbar Alltägliches und Nüchternes leuchtet in so reichem und lebendigem Lichte auf, dass die Lektüre dieses Buches zum unvergesslichen Erlebnis

wird. Das Geheimnis der eindrucksvollen Wirkung des Spindler'schen Textes liegt in der glücklichen Verbindung von tiefgeschöpfter Kenntnis der realen Erscheinungsformen, einer genialen Gabe künstlerisch gesteigerten Sicheinfühlens und einer geläuterten, ehrlichen Darstellungskunst. Alles ist so gesehen, wie der Elsässer es zu sehen gewohnt ist, aber mit den Augen einer zu innerlicher Grösse gereiften Künstlerpersönlichkeit, die versonnen am Alten hängt und aus den Erfahrungen und Erinnerungen eines langen Lebens viel mitzuteilen vermag. Alles ist unkompliziert und mit so starkem Gefühl gesagt, dass es auf eine eigene Weise wieder unser Herz erwärmen muss. Spindler'sche Kunst ist Seelenkunst, ist heimatlich verankerte Herzenskunst. Die Bilder und Zeichnungen sind nicht nur ein technischer, sondern auch durchaus ein Gemütsausdruck einer Persönlichkeit, deren gütiges, in Lebenstiefen gereiftes Wesen uns klar und gewinnend anspricht. Jeder, der das Elsass liebt, jeder Kunstfreund sollte dieses Elsassbuch Spindlers besitzen und andern damit zu Ostern Freude machen.

Dr. J. L.

Gabriele Peiffer, Gedichte Elsassland - Bücherei Band 14, 1935, 56 Seiten.

Ein kleines Büchlein. Aber durch die Gedichte geht ein zarter, heimeliger, manchmal herber Ton. Da ist die Liebe mit ihrem Weh und ein feines, inniges Naturgefühl, das lebt und webt, da glimmt das Mitleid auf zu allen Schwachen, Kleinen, Verstossenen und zu Tier und Pflanze, und es wird eine gewaltige Flamme draus, da spricht eine tiefe, lautere Religiosität, die wohl nichts Neues bringt, aber aus ringendem, wehem Herzen kommt. Und das macht die Stärke des Büchleins aus: der eigene, persönliche Ton, wengleich die Dichterin sich an Vorbilder (Rilke!) anlehnt. Dazu — was im Elsass nicht zu oft vorkommt — ist das Deutsch wohlfließend und melodisch beimestert, der Satzbau klar beherrscht (eine Ausnahme Seite 11). Wir würden auch gerne etwas vom Elsass hören und könnten die Dichterin nur ermutigen, sich auch diesem Gebiete zuzuwenden. Auf jeden Fall begrüßen wir freudigen Herzens dieses Erstlingswerk und wünschen, dass der Dichterin in der jungen Generation des Elsasses der ihr gebührende Platz eingeräumt werde.

Cl. W.

H. J. Moser, Zwölf Lothringer Volkslieder aus den «Verklingenden Weisen» von Louis Pinck, für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet und erläutert. Frankfurt a. M., Selbstverlag des Elsass-Lothringen-Instituts 1935, 42 S.

In diesem Büchlein sind kostbare Perlen aus dem Lothringer Volksliedschatz in vortrefflicher musikalischer Bearbeitung dargeboten. Professor Moser hat diesen alten, wundervollen Weisen neues Leben eingehaucht. Er tat das in vorbildlicher Weise mit feinsinniger Einfühlungsgabe und in voller Kenntnis der

geschichtlichen Formungsgesetze. In den musikgeschichtlichen Anmerkungen umreißt er sachkundig die Entstehungszeit der einzelnen Lieder und hebt die fesselnden Einzelzüge jeweils hervor. Köstlich sind die stimmungsvollen Bilder, die Henri Bachers Mei-

sterhand zu jedem Liede geschaffen hat. Wir empfehlen dieses schöne, wertvolle Büchlein den Familien und Gesangsvereinen wärmstens zur Pflege des Volksliedes. S.

Vogesen-Wanderungen

Zabern — Rotlach — Oberhof — Gutenbrunnen — Zabern.

Gehzeit: 5¼ Std.

a) Zabern — Rotlach. 1¼ Std.

Markierung: rot-gelb

Vom Bahnhof rechts und nach einigen Schritten beim Hotel de la gare rechts an der Bahn entlang. Nach 5 Min. rechts über die Bahn und der Rue de la Côte aufwärts folgen. Nach weiteren 5 Min. beim Restaurant-Ville de Phalsbourg die Avenue du Maréchal Foch rechts aufwärts. Nach 20 Min. bei den ersten Häusern von Ottersthal links, gleich darauf bei Teilung rechts. In 7 Min. an der Champagnermühle. Bei der Biegung der Strasse links das Tal aufwärts. Nach 7 Min. bei Teilung das Tälchen kreuzen und durch schönen Wald ansteigen. Nach 9 Min. links, gleich darauf rechts, nach weiteren 8 Min. bei der Biegung der Strasse nach links den Pfad geradeaus aufwärts: man kreuzt eine Waldstrasse und erreicht in 16 Min. die Waldstrasse, die von der Colonne an der Pfalzburger Strasse zum Langentaler Kreuz und zur Michaelskapelle führt. Der freie Platz heisst Rotlach.

b) Rotlach — Oberhof. 1 Std.

Wegezeichen: rot-gelb

Die Waldstrasse kreuzen und links Pfad abwärts. Nach 15 Min. bei Teilung links abwärts. Nach 10 Min. das Tälchen abwärts in 5 Min. auf eine Strasse, welcher man rechts am Forsthaus Wolfenhütte vorbei folgt. In 52. Min. am Oberhof (Hotel).

c) Oberhof — Gutenbrunnen. 1¼ Std.

Wegezeichen: gelber Strich

Vom Hotel auf der Strasse einige Schritte zurück und bei Strassenteilung rechts in das Nesselbachtal. Wegweiser: Büchelberg, Pfalzburg. Nach 5 Min. bei Teilung Karrenweg geradeaus aufwärts. Nach 20 Min. bei einer Strasse links einen Karrenweg kreuzen und dem Karrenweg eben in das Haspeltal folgen. Nach einigen Schritten links Pfad aufwärts und in 5 Min. an der Höhle der schwarzen Bande (Ro-

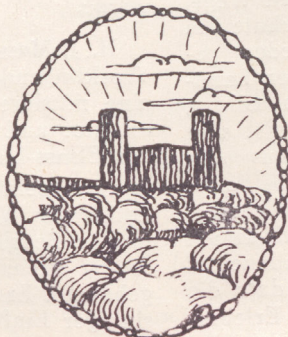
cher de la bande noire). Bank, Riesige Felsenmassen. Dem Pfad weiter folgen und bald auf einen Karrenweg, welchem man links einige Schritte folgt, dann rechts abwärts Pfad auf einen andern Karrenweg, welchem man links folgt. Nach 10 Min. rechts über den Bach zur Fouquethütte. Daneben Quelle. Hier Strasse links aufwärts (rechts blaues lothringer Kreuz am Fouquetgraben aufwärts nach Pfalzburg). Bald bei einer Strassenkehre auf Pfad geradeaus aufwärts. Nach 10 Min. erreicht man eine Strasse, welcher man links aufwärts folgt. Nach 8 Min. bei Teilung der Strasse geradeaus aufwärts weiter folgend in 5 Min. am Kloster Gutenbrunnen (Bonne Fontaine). Am Kloster vorbei in einigen Minuten am Forsthaus Gutenbrunnen (Wirtschaft).

d) Gutenbrunnen — Zabern. 1¾ Std.

Wegezeichen: blauer Strich, dann rotes Rechteck

Vom Forsthaus dem Fahrweg eben zum Walde folgen. Hier links schöner Pfad in den Wald (rechts ebenfalls «blau» nach Pfalzburg). Nach 5 Min. auf Karrenweg, welchem man geradeaus abwärts folgt. Bald rechts Pfad aufwärts. Nach 10 Min. oberhalb einer Matte Pfad geradeaus in den Wald. Nach 10 Min. am Waldrande rechts über eine Wiese auf die Pfalzburger Strasse und denselben links folgend in 5 Min. an der Colonne. Hier rechts auf der Strasse nach Zabern einige Schritte, dann links über die Wiese in den Wald. Rotes Rechteck. Bald bei Teilung rechts und bei nochmaliger Teilung geradeaus abwärts. Nach 7 Min. eine Waldstrasse kreuzen (links abwärts durch das Champagnerntal nach Zabern). Nach einigen Schritten bei Teilung rechts weiter. Nach 10 Min. bei Wegeteilung links und nach 15 Min. beim Hotel-Restaurant Saut du Prince Charles wieder auf die Pfalzburgerstrasse, welcher man links abwärts folgt. Nach 5 Min. rechts Pfad in einigen Minuten zum Karlsprungfelsplateau. Schöne Aussicht. Auf Stufen abwärts zur Felsgrotte und Rossrappe (Saut du Prince Charles). Nun dem breiten Weg links abwärts folgen. Nach 10 Min. bei der Villa About dem Fahrweg links folgend in 20 Min. am Bahnhof Zabern (Saverne).

Alfred Gaessler



Neuigkeiten vom Büchermarkt

Leo Weismantel, Das unheilige Haus. Nürnberg, Sebal-dus-Verlag 1934, 432 S. Ganzleinenband 5,80 Mk.

Heldenhafter, unter Einsatz der ganzen Persönlichkeit durchgeföchtener Kampf helfender Liebe gegen starre Satzung — das ist der Sinn dieses Buches. Es ist ein Werk von ausserordentlich starkem Gehalt. Lapidar wie die Bibel hebt es an. Block wird auf Block gesetzt zu einem monu-mentalsten Bau. Tief reissst sich die herbe, sinnfällige Schil-derung ins Gedächtnis ein, und die Phantasie füllt sich mit mannigfach gleissenden Bildern. Höchste plastische Wir- kung ist erstrebt und vollkommen erreicht. Sage, Märchen, Legende aus dem Bereich der Heimat des Dichters, der einer der kunstreichsten Gestalten dieser alten Formen ist, durchziehen das Buch und bestimmen seine Stilgebung. Der Dichter hat die Handlung in einen weiten, volkstümlichen Rahmen gespannt. Wie von den Kuppen der Rhön schweift der Blick von der Höhe dieser Erzählung über die Lande dahin. Alles Leben wogt in grosser epischer Beweglichkeit vorüber. Jede unscheinbare Regung volkstümlicher Einfach- bildet und bindet sich zu charakteristischer Vertiefung der Menschengestalten, die durch das Buch schreiten. Diese bäuerliche Welt ist jedoch nur ein Gleichnis der grossen, geistigen Vorgänge des gesamten heutigen Lebens. Nicht Menschen sollen Gesetze schaffen und nach ihnen richten, wo Gott allein zu urteilen und zu richten hat. Unseren Les-ern möchten wir dieses neueste Buch Leo Weismantels be-sonders um seines reichen volkscundlichen Gehaltes und seiner volkstümlichen, frischen Schönheit willen als eines der hervorragendsten Beispiele der neuen Romantik wärm-stens empfehlen.

Neuerscheinungen des Verlags «Ars sacra», München 15.

Schön ausgestattete Bändchen zum Preis von 40 Pfennig :

Mater veniae — Mutter der Verzeihung. Von W. Pöhl. 52 S. Text und 8 Bilder in feinstem Kupfertief- druck. Ein feines, kostbares Büchlein betreffend das Ge- heimnis der Gottesmutter und ihre Stellung im Heil-plan als Mutter der Gnade und der Mutter der Verzeihung.

Das beschauliche Leben. Von O. Karrer. 32 S. Text und 8 Tiefdruckbilder. Der Verfasser zeigt in schöner und einfacher Weise, was christliche Innerlichkeit, Beschau- lichkeit in unserm Leben sein soll, entgegen jeder falschen Auffassung von Beschauung und Mystik.

Vater unser. Von Schwester Angela. 32 S. Text und 8 Tiefdruckbilder. Wer dies herrliche Gebet von Zeit zu Zeit überdenken und betrachtend durchgehen will, greife zu diesem Büchlein, aus dem man Wärme und Vertiefung der Andacht schöpfen kann.

Komm, Herr Jesus! Eine Kommunionandacht von Schwester Angela. Ein ganz vortreffliches Vorbereitungs- büchlein für Seelen, die Vertiefung und Verankerung im Glauben suchen.

Zum Preis von 25 Pfennig erschien: **Kreuzwegan- dacht für Kinder**. 16 S. mit 14 Bildern in Kupfertief- druck von Prof. L. Feldmann. Jede Station ist hier nach Form und Inhalt meisterlich aufgebaut und wird zu einem fruchtbaren Erlebnis für die Kindesseele. Ein wertvolles religionspädagogisches Hilfsmittel!

10 Pfennig nur kostet das Büchlein: **Der Tag des hohen Mahles**. Liturgische Messefeier zum Feste der heiligen Erstkommunion. 24 S. Text. Ein wertvoller und ori- gineller Beitrag für die liturgische Erziehung der Kleinen. Eine willkommene Gabe zum Weissen Sonntag!

Ein neues Bohatta-Bilderbuch!!

Alle Vöglein sind schon da! Zehn farbige Bilder mit handgeschriebenen Versen. Von J. Bohatta-Mor- purgo. In Geschenkausstattung 1,20 Mk.

Vorzüge dieses prächtigen Kinderbuches sind die unüber- treffliche, schalkhafte Anmut, die scharfe Naturbeobach- tung, die den zartesten Lebensäusserungen nachgeht und der warmherzige, kindertümliche Humor. Es ist fast, als hätte die Künstlerin «Vogelweisheit» erlauscht. So ist eine kleine, lebensvolle Naturgeschichte entstanden, für Kinder ein wunderhübsches Geschenk!

Die neue Linie

Vornehm ausgestattete Monatsschrift für die Frauenwelt. Jedes Heft 1 Mk. Verlag: Otto Beyer, Leipzig.

Das Februarheft 1934 setzt die Reihe der «Aus- ländischen Diplomaten im deutschen Reich» fort. Aus dem übrigen Inhalt erwähnen wir die Münchner Faschings- sinfonie, die Novelle des bekannten Südtiroler Dichters Hubert Mumelter und den ausführlichen Reisetil sowie die reichhaltigen, trefflich bebilderten Modeseiten. Nicht uner- wähnt bleibe die Jahrmarktsbude des Professors Eysen- barth, in der die seltsamsten «Wunder» der Hollywooder Filmproduktion zu sehen sind.

Das Märzheft 1934 führt den Weg vom «Zwinger- mädchen» (einem neuen Beruf) bis zum «König Salomo der Strasse» (einem alten Beruf, aber neu gesehen). Wir legen einen Flug zurück im Segelflugzeug oder nur auf den Flü- geln der Sehnsucht nach dem «Haus, nach dem man sich sehnt». Auch dieses Heft ist wie die vorhergehenden voll der interessantesten und amüsantesten Dinge, ein Heft für alle, welche die neue Linie der Kunst, Reise, Wohnkultur und Mode suchen.

Ein neues Bändchen der Sammlung «Der Eiserne Hammer» (Verlag Karl Robert, Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.)

Moritz von Schwind, Die sieben Raben: Er- zählt von Lisa Tetzner. Mit 15 mehrfarbigen Bildern. Preis 1,20 Mk.

Ein entzückendes Kleingeschenk für kleine und grosse Kinder, vom Verlag mit viel Liebe und Sorgfalt in einzig- schöner Ausstattung geschaffen. Der Text wurde von L. Tetzner dem Andersen'schen Märchen von den wilden Schwänen reizvoll nacherzählt und dem Schwind'schen Bil- derzyklus entsprechend ergänzt und neu gestaltet. Die Bil- der wurden nach den Schwind'schen Originalen der Staat- lichen Kunstsammlungen im Schloss zu Weimar in unüber- trefflicher technischer Vollendung reproduziert. Ein Buch, das den höchsten Ansprüchen in jeder Hinsicht genügt und wieder beweist, dass der Verlag in der Sammlung «Der Eiserne Hammer» nur Hochwertiges, Erlesenes und Ausge- reiftes bietet.

Westermanns Monatshefte.

Das soeben erschienene Märzheft bringt einen sehr beachtlichen Artikel von Dr. Paul Joseph Cremers «Danziger Künstler», der das künstlerische und geistige Bild der besten Maler Danzigs zeigt, unter denen die stärksten Begabungen der ostdeutschen Kunst überhaupt zu finden sind. Diese Kunst aus der Seele des deutschen Ostraums trägt den Stempel fortschrittlicher Könnerschaft. Weiter ist aus dem Heft besonders hervorzuheben der Aufsatz von Dr. Johann von Leers «Polen und Deutschland in der geistigen Berührung». Der Verfasser sucht zum Polenabkommen kulturelle Gedanken beizutragen, um zu zeigen, auf welchen Gebieten sich die beiden Nachbarvölker bisher berührt haben. Der Beitrag «Ein Richard-Wagner-Nationaldenkmal für Leipzig» von Dr. Edith ter Meer kommt zur Grundsteinlegung am 6. März zurecht. Er erörtert Absicht und Anlage des Denkmals und zeigt an den preisgekrönten und anderen Entwürfen den Reichtum der Ideen, der für das Werden des Denkmals eingesetzt worden ist. Die Novelle «Zwischen Traum und Tag» von Georg von Gabelentz behandelt ein Liebeserlebnis, das mit seltsamen seelischen Fäden zwischen der Wirklichkeit und dem Ueberwirklichen versponnen ist. In dem farbigen Beitrag «Bühnenbilder von Hugo Asbach jr.» werden neue Szenenentwürfe für Oper und Schauspiel, darunter Mussolinis Schauspiel «Hundert Tage» gezeigt. Vom weiteren Inhalt sind zu nennen der Aufsatz «Altarkelche» mit sechs Abbildungen aus dem Wettbewerb der Deutschen Gesellschaft für Goldschmiedekunst und die naturwissenschaftliche Plauderei von Ewald Schild «Wunder und Geheimnisse des Winters». Dieses Heft enthält auch wieder eine Anzahl wertvoller Gedichte z. B. von Hans Friedrich Blunck, Georg Grabenhorst und Börries von Münchhausen.

Bruchstückwissen?
Ratlosigkeit?
Unklarheit?

Warum?

Es gibt doch den
Großen Herder!

Auskunft beim Buchhändler oder
bei Herder, Freiburg im Breisgau

CHARLES WETTERWALD

Handwerk und Handwerker im alten Gebweiler

152 Seiten, steif broschiert. — Preis 7,50 Frs.

Handwerk und Handwerker in früheren Zeiten, — ein farbenprächtiges Bild steht bei diesen Worten vor unserm Geist: die Festwiese vor Nürnbergs Toren, der Einzug der Zünfte aus Wagners «Meistersinger von Nürnberg» in seiner musikalisch feierlichen Wucht. Echter Stolz liegt im Handwerk von ehedem, aufrichtige Freude an der Arbeit, die ihren Mann ehrlich und redlich ernährt und manches Kunststück von bleibendem Wert geschaffen. Das Zunftwesen mit seiner einzigartigen Organisation, mit seinem bis ins Kleinste gehenden Verständnis für die Zeitverhältnisse, mit seinen sozialen Einrichtungen, knüpft sich an Handwerk und Handwerker. Sie haben manche Stadt gross, manche Gegend berühmt, manches Land reich gemacht.

Das gilt auch für Gebweiler, in dessen Mauern von jeher das Handwerk blühte und «goldenen Boden» hatte. Handwerk und Handwerker im ehemaligen Gebweiler aus vergilbten Dokumenten zu neuem Leben erweckt zu haben, ist das Verdienst unseres Lokalhistorikers, Herrn Charles Wetterwald. Unser Mitbürger, der sich als Erforscher der Geschichte Gebweilers und als Verfasser mancher Studien in Fachkreisen einen Na-

men von gutem Klang erworben, hat mit anerkennenswertem Fleiss die Bausteine zu vorliegendem Werk zusammengesucht und uns ein lebendiges Bild gegeben vom Handwerk und den Handwerkern, die Gebweilers Stolz geblieben sind. Seine anregende Studie verdient weiteste Verbreitung, denn sie lehrt das Handwerk schätzen, sie gedenkt jener, die in ehrlicher Arbeit, oft in bitterbösen Tagen, sich durchs Leben geschlagen und trotz aller Not ihrem Handwerk treu geblieben sind, sie lässt ein gut Stück der Vergangenheit Gebweilers mit seinem regen Leben und seinem wechselvollen Geschick vor uns erstehen.

Aufrichtig beglückwünschen wir zu diesem Werk Herrn Charles Wetterwald, der sich einmal mehr als ausgezeichnete Kenner der Geschichte Gebweilers erwiesen hat. Seine Studie wird jedem Stunden der Belehrung bieten, dem Historiker und dem Mann aus dem Volk. Möge sie überall freundliche Aufnahme finden, möge sie, im Sinne des Verfassers, das Lob des Handwerkstandes singen und neues Interesse wecken an der Geschichte Gebweilers und des schönen Blumentals!

Paul Stintzi.

VERLAG „ALSATIA“ GEBWEILER



Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant Belle-Vue.

Buhl (Haut-Rhin). Téléphone 195. Pension. Chambres confortables. Cuisine soignée. Repas à toute heure. Spécialité de vins d'Alsace. Carpes frites. Spécialité de truites au bleu. Jardin d'été. Bière de l'Espérance. Grande nouvelle salle pour Société.

Ernest Brohm.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Restaurant und Luftkurort

Gare Schweighouse **St. Gangolf** près Guebwiller

Berühmter Wallfahrtsort. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehme ruhige Lage am Tannenwald. Pension. Renommée Küche. Gut gepflegte Weine. Ia Tiger Bock. Spécialité: Tannenhonig mit Butter. Bûrabort mit selbst geräuchtem Speck und Schiefala.

Prop. Xavier Ruf.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — 1^a Oberländer Weine — Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.

Prop.: Xavier Baldenweck.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges. Propriétaire: J. Lindecker.

Hôtel de l'Etang de Hanau.

Hôtel Hanauer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation: Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Bûrejambon und Bûrebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Prop.: Gustave Kunder (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop.: Beyer.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Dîners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Prop.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.
Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
50 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un
grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses
ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant
et après saison. Propr.: G. Schneider.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach